

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussen

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam
et
veritatem
debere

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 04

(19.09.2006 - 28.11.2007)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*

Brandenburg an der Havel und Umgebung

Eine landeskundliche Bestandsaufnahme im Raum Brandenburg an der Havel, Pritzerbe, Reckahn und Wusterwitz

Herausgegeben von den Herren Sebastian Kinder und Haik Thomas Porada im Auftrag des Leibniz-Instituts für Länderkunde und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

M. L. Hübner

Ein hervorragendes Buch liegt da auf meinem Schreibtisch. Grüner Einband, auf dem Titel ein Luftbild der alten, Havel-durchflossenen Dreistadt Brandenburg, 457 Seiten stark. Eine wissenschaftliche Abhandlung und eben eine Bestandsaufnahme zum Großraum Brandenburg – so etwas hatte es seit Professor Tschirch seligen Angedenkens nicht mehr gegeben. Die Zeit rief nach einem solchen Werk und es waren hochkarätige Autoren, die diesen Ruf vernahmen und sich an die Arbeit machten.

Dabei gingen sie über Tschirchs historischen Ansatz weit hinaus. Vorgelegt wurde dem interessierten Publikum eine Synopsis aus geologischen, heimatkundlichen, historischen, und gegenwartsbezogenen Bereichen, die ihre Sujets vollumfänglich, ganzheitlich und fundiert behandelt. Es ist ein Nachschlagewerk, es ist ein Lehrbuch, es ist ein heilendes Pflaster auf die zutiefst verwundete Seele einer einst so bedeutenden und später zu Unrecht ins Abseits geschobenen Metropole mit ihrer so unverwechselbaren und einzigartigen Geschichte.

Lyrik, Bildbände und Prosa verneigen sich oftmals vor Landschaften oder Städten. Daß dazu aber ein wissenschaftliches Standardwerk in der Lage sei, diese Erkenntnis wäre zumindest bis zum Erscheinen dieses Buches strittig gewesen. Nun liegt der Beweis auf dem Tisch. Er fügt sich als Band 69 in die Reihe Landschaften in Deutschland - Werte der deutschen Heimat. Alles an dieser Schrift überzeugt: Eine klare und übersichtliche Gliederung – selbst die Indizes sind in Personen-, Orts- und Sachregister unterteilt, die Ausführlichkeit, mit der die Themata behandelt werden, die Qualität der 80 teils farbigen Abbildungen, die vortreffliche Papierauswahl und der saubere Druck empfehlen das Buch nicht nur den im Vorspann angeregten Institutionen wie Schulen, Archiven, Museen, etc. sondern auch und gerade den Hand- und Privatbibliotheken an ihrer Heimat interessierter Brandenburger.

Lediglich in der Quellendokumentation fand sich ein Wermutstropfen und dieser auch nur durch einen Zufall. Ein Mitarbeiter unseres Blattes ist ein Wikipedianer, der für diese Online-Enzyklopädie auch heimatkundliche Beiträge verfaßt. Nun sind Beiträge der Wikipedia gemeinfrei und von Jedermann kostenfrei zu nutzen. Wenn man aber dieses Angebot wahrnimmt, wäre eine Quellennennung zumindest anständig.

Es steht außer Frage, daß die Wikipedia noch immer unter einem Ruf leidet, der von der Fachwelt als gelinde gesagt oberflächlich betrachtet wird. Sollte man dennoch einen ihrer Artikel für qualitativ hinreichend betrachten, daß man ihn wörtlich und beinahe ungekürzt übernimmt, ohne den „verruhten“ Namen des Internet-Lexikons nennen zu wollen, kann man sich auch durchaus mit dem Namen des Beitrags-Verfassers behelfen, zumal, wenn eine Textfassung gewählt wurde, die, wie in diesem Falle, aus einer Hand stammt. Die ausführliche Historie, welche die Wikipedia zur Entstehungsgeschichte ihrer Einträge anbietet, läßt diese Option problemlos offen. Diese winzige Referenz wäre der Seriosität des Gesamtwerkes nicht abträglich sondern durchaus förderlich gewesen. Es ist schön, sich in einem so anspruchsvollen Werke wiederzufinden. Es ist traurig, namentlich dabei unter die Teppichkante gekehrt zu werden. Etwas umfänglicher hätten wir uns auch die Abhandlung Herrn Joachim Wieses über „Mundart und Umgangssprache“ gewünscht.

Zur ausführlicheren Behandlung dieses Themas hätte beispielsweise ein Beitrag aus dem Jahre 1878 von Herrn Domorganisten und Domschullehrer Carl Maass gute Dienste leisten können. Diese sprachkundlich aus berufener Quelle verfaßte Schrift mit dem Titel „Wie man in Brandenburg spricht“ ist im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung veröffentlicht worden und liegt beispielsweise dem Arbeitskreis Stadtgeschichte der Stadt Brandenburg vor. Nach entsprechender Konsultation hätten 32 Seiten im Quartformat das Gesamtwerk um einige sehr lehrreiche und anschauliche Nuancen bereichern können.

Dennoch – das Resümee bleibt! „Brandenburg an der Havel und Umgebung“ ist ein aktuelles, informatives und hervorragend komponiertes Buch, das jedem heimatverbundenen Brandenburger als „Pflichtlektüre“ ans Herz zu legen ist.

Brandenburg an der Havel und Umgebung - eine landschaftliche Bestandsaufnahme im Raum Brandenburg an der Havel, Pritzerbe, Reckahn und Wusterwitz,

Hrsg. Sebastian Kinder und Haik Thomas Porada,

in der Reihe Landschaften in Deutschland - Werte der deutschen Heimat des Leibniz-Institutes für Länderkunde und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Band 69,

ersch. im Böhlau Verlag Köln Weimar Wien, 2006,

ISBN 978-3-412-09103-3

€ 29,90

Brandenburgische Geschichte

Ingo Materna/ Wolfgang Ribbe (Hg.)

Akademie-Verlag

K. K. Bajun

Seit der Wende hat die Mark empfindliche Bevölkerungsverluste hinnehmen müssen. Weitflächig brachen Industrie und Gewerbe zusammen, die Quelle des Broterwerbs versiegte für viele Märker von heute auf morgen.

Im 18. Jahr der deutschen Einheit hat sich die Situation noch nicht wesentlich verbessert. Just in diesem Jahre 2007 begeht die Mark Brandenburg ihr 850stes Jubiläum. Gegenwart und Geschichte treffen sich und stellen die Weichen für die Zukunft.

Es beginnt sich abzuzeichnen, wie eminent wichtig ein Bewußtsein für die eigenen Wurzeln, das eigene Herkommen ist, wenn man sich an die aktive Gestaltung der Zukunft machen will. Derjenige, der sich der Verantwortung bewußt ist, die er nicht nur gegen die Nachgeborenen hat, sondern auch und in besonderem Maße gegen die Generationen, die das bestehende Lebensumfeld schufen, wird alles daran setzen seine Kraft in den Aufbau der Heimat zu investieren. Denn jedes Einzelschicksal ist untrennbar mit den Geschicken des Landes verbunden.

In diesem Kontext ist eine heimatkundliche und historische Aufarbeitung des Werdegangs der Mark für das Land Brandenburg unumgänglich und jedes Werk, welches sich dieser umfassenden Aufgabe widmet, sehr zu begrüßen. Die Professoren der beiden Berliner Universitäten Ingo Materna und Wolfgang Ribbe nahmen Anfang der 90er Jahre ein gewaltiges Projekt in Angriff, das in der Herausgabe des Buches „Brandenburgische Geschichte“ mündete. Dieses 890 Seiten umfassende Werk widmet sich der Historie des Gebietes der heutigen Mark Brandenburg von der Frühzeit der menschlichen Besiedlung bis in die Gegenwart. Das ist sehr ausführlich geschrieben und eine immense Fleißarbeit. Es ist nach chronologischen

Gesichtspunkten wissenschaftlich gegliedert, so ausführlich, wie man eben ein 900 Jahre Besiedlungsgeschichte auf knapp 900 Seiten abhandeln kann – und dennoch... Für uns, denen der universitäre Betrieb nicht fremd ist, liest es sich geschmeidig und flüssig. Der arbeitende Historiker legt nicht viel Wert auf einen kapriziösen Umgang mit der Sprache, auf romanhaftes Erzählen oder blumige Paraphrasen. Er begrüßt die Synopsis der Fakten, den übersichtlichen Kontext geschichtsprägender Ereignisse. Die Fraktion der Historiker aber nimmt sich im Vergleich zur Restbevölkerung relativ geringzählig aus. Wenn man dieser Fraktion ein Standardwerk schreibt, so ist das lobenswert, erfüllt jedoch noch nicht die Forderung, welche eine Gesellschaft an seine Geschichtskundigen in der aktuellen Zeit stellen muß.

Es sei noch einmal betont, was in den einleitenden Sätzen begründet wurde: Ein historisches Standardwerk sollte keinen Selbstzweck von Historikern und geschichtsverliebten Professoren krönen. Vielmehr erfüllt es einen fundamentalen politischen und gesellschaftlichen Auftrag, indem es quasi einen wichtigen Teil der Grundlage für ein einheitlich orientiertes Handeln aller Bürger und Schichten zum Wohle der gemeinsamen Heimat bildet.

Natürlich verkennen wir nicht den gegenwärtigen Zwang, der sich durch alle höheren Bildungseinrichtungen behauptet: An die Publikationen wird eine Meßlatte gelegt, die sich zunächst an der möglichen Kritik der Fachkollegen orientiert. Das muß in erster Linie eine Seriosität auf hohem Niveau ausstrahlen. Als Antipoden mag man sich Herrn Fernau vorstellen, der es jedoch – das sei an dieser Stelle hervorgehoben – mit seinem launigen Plauderton vermochte, den Stammtisch millionenfach für Dinge zu interessieren, die die Un- und Halbgebildeten vorher bestenfalls marginal berührten.

Uns angelegen wäre da eher ein Mittel-, ein Königsweg zwischen den Expressionen des Elfenbeinturmes und dem Zuschnitt auf das Fernau'sche Klientel. Bruno H. Bürgel oder Professor Otto Tschirch könnten mit ihren Werken einen Fingerzeig geben, wie man als Wissenschaftler unangefochten und im Rufe unbeschadet dennoch breite Kreise erreicht.

Denn, ob man das akzeptiert oder nicht: die zur Masse der Bevölkerung vergleichsweise wenigen umfassend gebildeten Historiker werden den Lauf der Dinge schwerlich beeinflussen, wenn Lieschen Müller nicht zumindest weiß, worüber die gravitatischen Herrschaften gerade reden. Die Lieschens sind in der erdrückenden Überzahl und können schon allein durch ihre schiere Masse den Kurs einer Gesellschaft determinieren. Sie also gilt es, wir plädieren noch einmal nachdrücklich dafür, nicht zu vernachlässigen, sondern beinahe bevorzugt zu erreichen und zu interessieren. Doch das ist der eher politische Ansatz.

Wir selbst schätzen dieses Buch als ein hervorragendes Nachschlagewerk und Arbeitsmaterial. Es freut uns besonders, daß die Herausgeber Helmut Assing mit einem wichtigen Kapitel betrauten. Assing mußte sich einiger unbequemer Thesen zum Gründungsdatum des Bistums Brandenburg wegen böser Anfeindungen erwehren. Auch wenn wir nicht jedem seiner Gedankengänge zu folgen vermögen, die „Brandenburgische Geschichte“ beweist einmal mehr, daß es kein Vorbeikommen an diesem renommierten Wissenschaftler gibt.

Die Kapitel selbst sind weder in Text noch in tabellarischen Darstellungen überfrachtet und lesen sich sehr flüssig. Hervorzuheben ist ein abschließendes Kapitel „Quellen zur brandenburgischen Landesgeschichte“, ein großartiges, ja fulminant zu nennendes Verzeichnis von Literaturhinweisen, sowie ein sehr passables Namens- und Ortsregister. Wie gesagt, es macht Spaß mit

dem Buche zu arbeiten. Es vermittelt eine gewisse Sicherheit, dieses Werk zu den Beständen der eigenen Handbibliothek zu zählen. Aus diesem Grunde und weil wir den geschilderten Vorzügen geschuldet diesem Buche eine größtmögliche Verbreitung wünschen, dürfen wir es unserem verehrten Lesern wärmstens anempfehlen und hoffen darüber hinaus, es möge einst, in achtzig, neunzig Jahren ebenso hoch gehandelt werden, wie derzeit Tschirchens legendäre Erstausgabe der Geschichte der Chur- und Hauptstadt aus dem Jahre 1928.

Briefe zwischen Bettina von Arnim und Catharina Elisabeth Goethe

Aus der Reihe „Märkische Leselust“
des Brandenburger Theaters

Kotofej K. Bajun

Das ist nun schon bald zweihundert Jahre her, da unterhielten sich zwei Frauen durch einen intensiven Briefwechsel miteinander. Wer die beiden waren? Machen wir es nicht so spannend: Goethes Mutter Elisabeth und Bettina Brentano, spätere von Arnim plauderten da so angeregt über Gott und die Welt und ihre eigenen Befindlichkeiten.

Das Brandenburger Theater ließ es sich verwichenen Sonntag angelegen sein, Auszüge dieses Briefwechsels in stimmungsvollem Ambiente vorzutragen. Die immer wieder berückende Kulisse des Schillerparks vor den Fenstern des Großen Foyers und die Reihe „Märkische Leselust“ gaben den Rahmen.

Der von uns hoch geschätzte Herr Röhrig traf die Auswahl der zu lesenden Texte und zwei Damen des Theaters brachten sie zu Gehör. Besonders die Schauspiel-Absolventin der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam, Frau Jenny Weichert, bestach durch ihren Vortrag der Briefe Bettinas. Die Besetzung war klug gewählt, deckten sich doch die Lebensjahre Frau Weicherts in etwa mit denen, während derer Bettina ihre Korrespondenz mit Frau Aja so innig pflegte. Doch Frau Weichert tat mehr, als sich nur auf diesen „Jugendbonus“ zu verlassen. Ihrer Stimme lauschend, ihrer Gestik folgend konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte sie beides dem Geiste Bettinas geliehen, der durch sie sprach, wie Gott aus dem Munde der Propheten.

Es sind die schönsten Augenblicke im Berufsleben eines Rezensenten, vor sich solche anmutigen Momente noch einmal Revue passieren zu lassen. Momente höchsten Kunstgenusses, wie wir sie auch Frau Susanne Ellen Kirchesch danken, die mit ihrem voluminösen und kristallklaren Sopran verzauberte, als sie Lieder der Epoche zum Vortrage brachte. Am Klavier begleitet von Frau Rita Herzogtrugen beide hervorragende Musikerinnen das Ambiente, die Atmosphäre der frühen Romantik in das Foyer des Theaters, so recht die Themata des Briefwechsels umspielend. Frau Gisela Leipert versetzte sich in die Rolle der Catharina Elisabeth Goethe, genannt Frau Aja. Und so sahen wir denn durch die Gestalt der besonnenen Sprecherin hindurch die würdige Greisin in ihrem letzten Lebensjahre an ihrem Frankfurter Fenster sitzen und in Gedanken an ihr „Töchterchen“ Bettine den Federkiel ins Tintenfaß tunken. Wenn man diese Sonntagnachmittage des Brandenburger Theaters resümiert, so fühlt man sich doch in eine aparte Soiree versetzt, in der just die feinsten kulturellen Pralinen gereicht

werden. Solche Künstler zu verpflichten, die das Foyer des Brandenburger Musentempels zu einer kleinen, stillen aber erlesenen Oase erheben, das ist eine Leistung, über die wir des Lobes voll sind. Das Brandenburger Theater selbst wird, geschmückt durch solche Perlen, zur Preciose. Daß sich diese Erkenntnis bei den „gebildeten Ständen“ etabliert haben dürfte, dafür sprach das mit etwa sechzig Zuhörern vollbesetzte Foyer des Großen Hauses, welche sowohl die Künstler als auch den sie kompetent und amüsant einführenden Dr. Gotthard Erler mit dankbarem Beifall reichlich bedachten.

Das wirklich Charmante an solchen Nachmittagen ist, daß sie in der kulturell empfindsamen Seele nachhallen, daß man von ihnen zehrt, wenn längst der „grise“ Alltag das Szepter übernommen hat und daß man das Gefühl mit nach Hause nimmt, die, welche seit zwei Jahrhunderten schon der Sand deckt, leben in uns fort und erquickten uns noch immer mit der Anmut ihres Geistes und einer wohlgesetzten Sprache. Sei letztere auch unkonventionell, plaudernd und plätschernd, quirlig und lebhaft wie ihre bezaubernden Deklamatorinnen, so verleugnet sie doch nie den Esprit, den die Gedanken durch und durch gebildeter Damen einst schufen. Kultur ist ein Luxus! Und mit Oscar Wilde möchte ich diesbezüglich rufen: „Umgebt mich mit Luxus – auf alles Notwendige kann ich verzichten!“

Canta in Prato

ein bezaubernder Streifzug durch alte Musik

K. K. Bajun

„Ej, watt hast'n da für Musik uff deinen MP3-Plejer?“ So fragt die kleine Wasserstoffperoxid-blondierte Göre mit dem für ihr Alter viel zu großen Ausschnitt ihren Kumpel an der Bushaltestelle. Dieser glotzt verständnislos zu ihr hin. Von den Lippen ablesen kann er nicht. Und hören tut er auch nichts. Wie auch! Das tut aber nichts. Seine aparte Begleiterin entwindet seinem rechten, mutmaßlich geschädigten Gehör einen kleinen Lautsprecher um ihn in die eigene Ohrmuschel einzuführen. Darauf beginnt sie rhythmisch in den Knien einzunicken und mit dem Becken zu schaukeln, über dem sich dicke Hautwülste dem unappetitlich engen Rock entwinden. Die Sauerkrautstampfer beginnen das Pflaster zu treten, so daß eine erschreckte Spinne eiligst die Richtung ändert. Ja, was hat er denn nun für Musik, der Knabe mit dem schiefen Basecap und den Basedow-Augen und der Zigarette in der Hand? Gar keine!

Es ist nur dieses unartikulierte Gegröle in einem Ghetto-Slang, den wahrscheinlich selbst hartgesottene Amis nicht mehr verstehen, unterlegt mit den alles entscheidenden Urzeit-Rhythmen, nach dessen Gewummer sich schon unserer Ureltern vor dreihunderttausend Generationen in halbdunklen Höhlen zum Schein des Lagerfeuers berauschten.

Musik? Nee, Musik ist was anderes. Die rechte Musik kommt einher mit ihrer Zwillingsschwester – der Harmonie, auf leisen, zarten Wegen. Die Dame Musica ist eine Fee. Lassen wir also die beiden offensichtlich geistig recht sparsam ausgestatteten Vertreter der deutschen Jugend zitternd und schwankend auf den Bus warten, während sie ihr Gehör restlos ruinieren, und die junge Maid dieser zu erwartenden Kalamität mit ihrem viel zu kurzen Leibchen noch einen anständiges renales Versagen und eine chronische Blasenentzündung hinzu addieren möchte. Die Ärzteschaft wird's freuen. Wir freuen uns statt dessen einer CD, die wir jüngst in die Hand bekamen und die den italienischen Titel *Canta in Prato* trägt. „Canta in Prato, ride in Fonte...“, Singe auf der Wiese, lache an der Quelle... So beginnt ein Stück von

Gottes Minister für abendländische Instrumentalmusik – dem Prete Rosso, dem venezianischen Titanen der Töne, Antonio Vivaldi. Ja da lacht uns auch das Herz! Denn hier, hier begegnen wir dem, was unser Blondchen vergebens bei ihrem Kompagnon nachfragte: Musik! Die Cappella Stravagante bringt Gesänge, Tänze und Arien der Alten zu Gehör. Das ist Musik, hört ihr wohl? So hört sich Musik an!

Antonio Vivaldi, Heinrich VIII. von England, William Cornyshe, Michael Praetorius, Anthony Holborne, Johann Michael Bach I., Schwiegevater DES MEISTERS, Claudio Monteverdi, Alessandro Scarlatti, Domenicos Vater, und das berühmte Greensleaves aus dem England des 16. Jahrhunderts verwöhnen unsere Ohren mit grandiosen Klängen. Die acht Musiker des Ensembles lassen ihre Instrumente jublieren, die Sopranistin Frau Freyburg bringt ihre wunderbare Stimme ein – ach es ist beinahe undenkbar, die CD zu hören ohne vorher die schwere Brokatdecke aufgelegt zu haben, geziert von einem glitzernden Rotwein in den langen und zierlichen barocken Weinflöten. Das ist so die rechte Stimmung dazu.

Mr. Holbornes Image of Melancholly – Vivaldis unsterbliche Klänge, Scarlatts Kunst, es gibt doch Menschen die mit Noten zu malen verstehen. Und dann gibt es diese Seligen, die es verstehen, solche Gemälde ihren Instrumenten oder ihrer Kehle zu entlocken. Da brummt das Cello, den Takt tänzelt zierlich das Clavizimbel dazu, warm quakt die Flöte, tirillieren die Violinen, wehmütig klagt die Gambe.

Wenn es etwas Gottähnliches am Nackten Raubaffen gibt, dann ist es wohl seine Fähigkeit, der Welt harmonische Töne zu schenken, Töne, die eine Bereicherung sind, die sich einfügen in das Weltenganze. Tönen, denen man hinterher lauscht, insofern das Gehör dazu noch in der Lage ist. Der Bus hat die junge Gake und ihren Galan auf- und mitgenommen. So fahren sie dahin – zerprügeln ihr Gehör und dumpfen in einer unwirtlichen Finsternis von Gedröhn und Gewummer dahin. Es sind bemitleidenswerte Kreaturen. Uns aber vermitteln sie die Erkenntnis, wie wir gedelt sind mit unserem Vermögen, feine Musik zu hören und mit dem Herzen zu begreifen. Solche feine Musik hat uns die Cappella Stravagante gemacht und Günter Hänsler hat's herausgegeben. Dafür gebührt den Damen und Herren Musicci und dem Herrn Verleger unser Dank und mit ebensolchem Danke wollen wir die ehren, die vor uns waren und uns dieses hinterließen.

Canta Prato

Cappella Stravagante

2007 by Profil Medien GmbH

D-73765 Neuhausen

<http://www.haensslerprofil.de>

Edition Günter HänslerPH07068

Das Brandenburger Slawendorf

K. K. Bajun

Der Raum zwischen den Strömen der Elbe und Oder hat bewegte Zeiten gesehen. Vielen Menschen war er Heimat, hatte er die Grundlagen ihres oft nur dürftigen Lebens geboten. Völker kamen, siedelten, gingen fort. Andere folgten, rangen dem kargen, eiszeitlich geprägten Boden ab was zum Überleben nötig war, stahlen hin und wieder bei den Nachbarn, gerieten mit ihnen in Konflikt. Raub- und Heerzüge wogten hin und her. Burgen fielen, Dörfer brannten. Aufstände versuchten die Ergebnisse zu korrigieren. Irgendwann scheiterten auch sie. Die letzten Sieger hießen für Jahrhunderte „Deutsche“. Fortan waren die Slawen als die Unterlegenen dieses

großen Kulturkampfes nurmehr Menschen zweiter Klasse, ausgegrenzt, ausgebeutet, gedemütigt. Als in der Folge des Zweiten Weltkrieges die von den Deutschen angegriffenen Slawen das letzte, gewaltige Völkerringen für sich entschieden und sich die Deutschen in der Position der einst von ihnen überrannten Nachbarn wiederfanden, mußten sie in den Weiten Preußens, der Neumark und Schlesiens ihre Koffer packen. Die Mittelmark, Sachsen und Mecklenburg ließ man dem besiegten Volk der Welteroberer.

Unter der Rigide der fernen Moskauer Herrscher begann nun schrittweise ein historisches Umdenken. Die slawischen Mütter und Väter wurden aus der dunklen und verachteten Ecke des teutonischen Geschichtsbildes herausgeholt; ihre Leistungen als Kulturvolk wissenschaftlich ergründet und adäquat gewürdigt.

Um die Erkenntnisse breiten Kreisen der ansässigen Bevölkerung und ihrer Gäste wirksam zu vermitteln, wurden über Jahre hinweg slawische Siedlungen rekonstruiert und nachgebaut. Die Burg- und Dorfanlage Groß-Raden in der Nähe von Schwerin entstand. Bei Cottbus grüßt die mächtige Ringburg Raddusch die auf der nahen Autobahn vorbeifahrenden Reisenden und lädt zu einem Abstecher ein.

Nun wartet die altherwürdige Domstadt an der Havel mit einer ähnlichen Attraktion auf. Und eines ist sicher: Man muß keinen Lokalpatriotismus bemühen um in dieser Anlage die schönste von allen zu erkennen. Was die städtische Arbeitsförderungs- und Strukturentwicklungsgesellschaft BAS da geschaffen hat, läßt uns den Hut tief, sehr tief ziehen.

Wie trostlos sah noch vor wenigen Jahren das Gelände des ehemaligen Stadtschulgartens zwischen Nikolaiplatz und Havel aus! Bis dann das Projekt des Slawendorfes auf den Tisch kam... Es hätte in Brandenburg nicht besser angesiedelt sein können. War doch die alte, im Winter 928/929 von König Heinrich I. erstürmte Slawenburg eine der wichtigsten aller transelbischen Gaue. Nach der finalen Inbesitznahme durch die Christen vor nunmehr 850 Jahren, am 11. Juni 1157 verschwand die große ringförmige Burganlage buchstäblich unter der Erde, wurde eingeebnet, überbaut. Die einstigen Herren des Landes fanden sich plötzlich in urbanen Randlagen, sogenannten Kietzen und ihren ärmlichen Dörfern wieder, entrechtet und entmacht.

Nun entsteht ein solches Slawendorf auf's neue. Zwischen den sogar mit authentischen Werkzeugen gefertigten und best ausgestatteten Holzhäusern, die alle denkbaren Gewerke der damaligen Zeit beherbergen, ziehen sich Knüppeldämme hin, steht ein Ziehbrunnen, ein Holzkarren, Weiden rauschen, kleine Teiche lassen das Schilf heranwachsen, das manchem Gebäude als Dachdeckung dient. Eisen findet man nur spärlich. Die ein oder andere Lanze, ein paar Brotmesser, Schildbeschläge, Ketten für den schwenkbaren Wasserkessel... aber genagelt wurde mit – Holz!

Mächtige Palisaden schützen das Dorf, dem nun in den nächsten Jahren eine kleine Ringburg im Westen zuwachsen soll. Drei Häuser soll sie in sich bergen. Ein begehrter Wachturm wird vor ungebetenen Gästen warnen. Aber muß er das? Gäste, so gewinnt man den Eindruck, sind herzlich willkommen. Der brandenburgische Hauptgott, der dreiköpfige Triglaf, dessen drei Gesichter die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, nach anderer Lesart die Unterwelt, die Erde und den Himmel symbolisieren, grüßt freundlich den Eintretenden, der sich dem Dorfe von Norden her, vom Gelände des alten Zuchthauses am Nikolaiplatz nähert. Es ist als sei der Gott, der noch bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein als besieger Götze diffamiert, in der Marienkirche auf dem Berge wie eine Trophäe gestanden haben soll und dann nach Dänemark verhökert wurde, in sein angestammtes

Reich zurückgekehrt. Der Besucher mäandert sodann durch eine Reihe sehr ansprechend gemalter Schautafeln, die ihn Epoche um Epoche tiefer in die Abgründe der Geschichte entführen. Immer wieder zeigen die Schaubilder wie ein Panoptikum, wie sich die spätere Chur- und Hauptstadt dem Reisenden der jeweiligen Ära darbot. Das letzte Bild umrundet, wird der Gast in die Realität des Dorfes entlassen. Und der Anblick ist betörend! Weiden rauschen, der Wind wiegt sich durch das Gras des Dorfbereichs und das Schilf der kleinen Teiche, deren Wellen er kräuselt. Etwas untypisch werden sie begleitet von fast einem Dutzend japanischer Fauleschen, von denen niemand so recht weiß, wie sie dorthin gelangten.

Auch wenn das Dorf noch längst nicht fertig ist, der westliche Teil noch immer eine Baustelle, so nimmt einen doch der überwältigende Gesamteindruck schon gefangen. Das Betreten der lehmwandigen Häuser ist gestattet, ja erwünscht. Welche Bautechniken die Alten verwendeten, ist im Eingangsbereich anschaulich demonstriert. Blockbauweise, Flechtwerk, Abdichtung der Dächer mit Holzschindeln und und und... Obschon die Mütter und Väter kleiner von Wuchs waren, bekommt man doch rasch einen Eindruck von der Enge der Wohnfläche, die der Sippe Lebensmittelpunkt war. Hier wurde bei schlechtem Wetter gewoben, geflacht, Korn zu Mehl gestampft, Hausrat geschnitzt und geschlafen. Das Vieh teilte den Wohn- und Lebensraum, sorgte neben dem übel qualmenden Herdfeuer für etwas Wärme. Es sieht romantisch aus. Einladend sicher auch für die Schüler, deren Erlebnis-Unterkunft auf dem Slawendorf nach Fertigstellung der drei dafür vorgesehenen Hütten mit Betonfußboden in der Nordwest-Ecke geplant ist. Doch soll man nicht versäumen den Schülern klar zu machen, daß alles, was für sie ein Ferienabenteuer ist, für ihre Ahnen knallharte und nicht eintauschbare Realität war. Würden die Slawen 40 Jahre alt, dann galten sie bereits als Graubärte.

Den größten Respekt aber nötigt uns ab, daß diese Meisterleistung einer archäologisch und historisch brillanten Rekonstruktion von den Laienhänden sogenannter Arbeitsloser geschaffen wurde. Arbeitslos? Lachhaft! Diese Leute haben lange und schwer gearbeitet im Schweiß ihres Angesichts und der Erfolg ihrer Arbeit steht wie ein Monument!

Diese Menschen, denen sich – wie man hier klar sehen kann – der erste Arbeitsmarkt völlig zu Unrecht verschließt, haben enormes Geschick und staunenswerten Fleiß, gepaart mit einem großen Engagement bewiesen. Sie, die das schwere und zutiefst ungerechte Erbe des Ausgegrenztseins von denen übernahmen, deren Leben sie so anschaulich nachempfinden, beweisen für beide, für die Slawen und für sich selbst, daß nur eine engstirnige und flachköpfige Gesellschaft es sich leisten kann, auf solche Menschen in ihrer Mitte zu verzichten.

Das Leben im Slawendorf nachzuerfahren, bringt sicher auch den Historikern und Archäologen wichtige Erkenntnisse. Vor allem aber bereichert es gemeinsam mit dem im Herbst seine Pforten öffnenden Landesarchäologischen Museum im St. Pauli-Kloster entscheidend die Reihe der überregional beachteten Attraktionen dieser so geschichtsträchtigen Stadt Brandenburg an der Havel, die Chur- und Hauptstadt der Mark erarbeitet sich so Stück um Stück die alten Ansprüche zurück, das geistige und kulturelle Herz des Landes zu sein, dem es einst seinen Namen lieh.

Wir ziehen nochmals den Hut vor den Alten, die das Land prägten und wir ziehen den Hut vor unseren Zeitgenossen, die die Alten nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen, sie mit diesem wunderschönen Slawendorf gebührend ehren und uns Brandenburgern einen Platz geschaffen haben, den wir mit Stolz und Freude unseren Kindern und unseren Gästen zeigen können.

„Das Leben mit und ohne Nachtigall“

Märchen von Hans Christian Andersen
auf dem Brandenburger Burghof

Eine Lesung aus der Reihe „Erlesener Dom“
des Brandenburger Theaters

K. K. Bajun

Irgendwie reizt mich die Vorstellung, Frau Marion Wiegmann säße umgeben von der Enkel Schar vor dem knisternden Kamine, am heimischen Weihnachtsbaume und erzähle den Kindern schöne, alte Märchen. Die Quelle dieser fast sehnsüchtig zu nennenden Imagination wird aus einer Kunst gespeist, einem Genuß, einem Traume: Schöner könnte ein Weihnachtsfest für Kinder nicht sein!

Wem das Glück versagt blieb, eine Märchen erzählende Großmutter vom Formate Frau Wiegmanns sein eigen nennen zu dürfen, dem bot diese Vorzeige-Schauspielerin des Brandenburger Theaters an Abend des 15. Dezember 2006 einen wundervollen Trost. Allein mit ihrer Stimme „drehte“ sie vier Märchenfilme des großen Dänen Hans-Christian Andersen. Warum ich nicht einfach sage: „las sie vier Märchen...“? Weil Dimensionen zwischen einer Lesung und dem Vortrage Frau Wiegmanns liegen.

Weil in den Köpfen der sechzehn Zuhörer sechzehn Kinematographen anliefen und in sechzehn Variationen eine eitle Prinzessin einen Schweinehirten küßte, ein Bauer sein Pferd zu einem Sack Krüppeläpfel heruntertauschte, trotzdem dafür von seiner Frau geliebt wurde und beide auf diese Weise ein Vermögen gewannen, ein Großbauer versuchte, einen kleinen Kossäten zu lynchen, der darüber steinreich wurde, während ersterer Hab und Gut und Leben verlor und ein eitler und dummer Kaiser zum unfreiwilligen Vorkämpfer der Freikörperkultur avancierte, bis nicht nur seine Physis sondern auch der staatstragende Charakter der Untertanen nackt und bloß durch die Straßen des Reiches stolzierte. Ganz großes Kino! Eine Regisseurin, eine Darstellerin, eine Stimme – vier mal sechzehn Filme!

Ich wage zu mutmaßen, liebe Frau Wiegmann, Sie hätten aus den Herzen Ihres erwachsenen Auditoriums die Kinder hervorgezaubert, die diese Frauen und Männer einst gewesen. Die glücklichen Gesichter allenthalben legen den Verdacht zumindest nahe.

Musikalisch begleitet wurde die Vorstellung von den Damen Susanne Heß auf der Gitarre und Angelika Eikermann auf der Querflöte. Es tat gut, wieder eine Gitarre zu hören, die ihren ursprünglichen Zauber entfaltete. Keine Klampfe, keine nervtötende Rock'n'Roll - Kreische – eine richtige Gitarre halt. Es ist doch ein schönes Instrument, wenn man ihm nur erlaubt, auch mal leisere, verhaltene Töne zu zupfen.

Und die Querflöte... Friedrich der Große, der seinen Freund, den preußischen General Ernst Heinrich August de la Motte Fouqué in dessen Hause auf dem Burghof des Brandenburger Domes ab und an besuchte, hätte seine lichte Freude daran gehabt. Sein Instrument! In diesem Gebäude! Na, hinten, in der Ecke des Saales, da war doch ein Stuhl frei geblieben...

Ob ER vielleicht...? Nun, ER war gerne auf dem Burghof, in diesem Hause zu Gast. Das weiß ich. Das Publikum war es auch an diesem schönen Abend, den das Brandenburger Theater und besonders Frau Wiegmann mit ihren beiden charmanten, musizierenden Damen gestaltet haben. Es ist ein schönes, ein nachhallendes Gefühl, dabei gewesen zu sein!

Der Raub der Sabinerinnen

Eine Komödie am Brandenburger Theaters

K. K. Bajun

Ein rammelvolles Haus! Das war der erste Eindruck. Und der tat so gut. Ach, ist das schön, wenn das Brandenburger Theater aus allen Nähten platzt. Von JWD sind sie angereist, manche gar aus 500 km Entfernung. Na klar – Katharina Thalbach als Magnet! Das konnte einfach nicht schief gehen. Herr Röhrig in einer Hauptrollenbesetzung, wunderbar – aber dazu kommen wir später.

Die Frage lautete: Kann eine „Klamotte“, die zum wesentlichen Inhalt eine „Schmiere“ hat, unter den Händen kundiger Mimen zu einer properen Komödie avancieren? Sie konnte! Sie konnte! Sie konnte! Ach, das Gefühl ist unbeschreiblich wieder in einem Theater der Alten Schule zu sitzen! Die Kulisse – hausbacken, lauschtig, wunderbar. Die Kostüme – ganz das plüschige, verspießerte fin de siècle. Die hehre Muse der tiefschürfenden, der philosophischen, der anspruchsvollen Kunst legte einmal das ernste Szepter nieder und – lächelte.

Sie halten mich wohl für einen Protagonisten des Ohnsorg-Theaters? Nee, Gott bewahre! Denn was Brandenburg an jenem Abend des 26. Januar 2007 bot, war jenseits aller billigen Verwechslungsburlesken, aller nervtötenden Platitüden, mit denen uns die Elbebrändler so permanent zusetzen. Hier wurde das scheinbar Seichte zur Kunst erhoben – zum Witz, zum Quell, aus dem Frohsinn und Heiterkeit sprudelten.

Das Publikum dankte mit 14 Zwischenapplausen – statistisch gesehen etwa alle acht Minuten Beifall! Und es war beileibe nicht nur die überragende Frau Thalbach in ihrer Doppelbesetzung als Theaterdirektor Striese und dessen kleiner, zuckersüßen Frau, es war nicht nur unser brillanter Herr Röhrig in der Rolle des Professors Gollwitz (übrigens Herr Röhrig, der Lektorin des Landboten haben Sie ganz gehörig den Kopf verdreht: Sie gestand uns nach der Aufführung ein, sich unsterblich in Sie verliebt zu haben...) – nein, das ganze Ensemble konnte die Begeisterung aus dem Publikum herauskitzeln!

Zwei Szenenbilder nur..., ein mechanischer Kakadu, der unbeholfen mit den Fittichen schlug und seinen trockenen Senf zur Handlung gab, unsterbliches Pathos beim Deklamieren würdiger Stücke, Augenrollen, Schmachten und stürmische Hingabe – und dann: Mozart! Ganz gequetscht kam er `rüber, der Don Giovanni: für keine Prager Oper hätte ich diese Töne hingeeben! Ich tippe diese Zeilen in Erinnerung an jene Szene und die Tränen netzen auf's Neue die Augen. Wie gut daß ich Zehnfinger-blind schreibe.

Hier wurden Sehnsüchte greifbar gemacht, Omas alter Kachelofen angeheizt und das Feuer in unseren Herzen knisterte so recht lustig und spritzig vor sich hin. Die Seele rekelte sich in Wohlbehagen. Theater! Keine überdrehte und aberwitzige Skurrilität, auf das die Namen des Autors, Regisseurs, Intendanten schreckhaft klingend in aller Ohren bleiben mögen – ganz harmloses, liebevoll in Szene gesetztes, einfaches Theater zum Wohlfühlen. Zum Liebhaben. Zum Dankbarsein. Ob die Nostalgie mit mir durchgeht? Ich glaube nicht. Es ist dieses Vertraute, dieses Sich-damit-identifizieren-können, dieses Losgelassensein und entspannt und herzlich lachen können, das die Tränen über die Wangen kullern. Wir sehen in einen Spiegel, sehen uns mit all unseren Pickeln und Macken und runzeln einmal nicht die Stirne. Die Schauspieler machen uns über uns selbst lachen. Was für ein göttliches Geschenk!

Anfangs warf ich die Frage auf, ob sich eine Klamotte in eine solide Komödie zu wandeln verstünde. Eine Klamotte aber hört auf, ihr tristes Dasein als Schunkelschwank zu fristen, wenn sie die Schwächen und den Alltag von vergesellschafteten Individuen mit linder Hand überzeichnet, wenn sie das Ernste ins Komische übersetzt und dem Ernsten damit die Spitze bricht. Das hat „Der Raub der Sabinerinnen“ am Brandenburger Theater geleistet. Dieses Theater, das sich mit dem Stück einer Provinzposse selbst ein wenig belächelte, bezog hinter dem lustigen Vorhang die Liga der hervorragenden Häuser, die es sich leisten können, mit der „Schmiere“ zu kokettieren, weil sie ihre Wurzeln nie verleugneten.

Mir ist eine Filmszene erinnerlich, in der ein amerikanischer Großindustrieller in seinem Büro sitzt, in der Chefetage eines Wolkenkratzers, unter ihm die Dächer von New York, hinter ihm, nein – über ihm: das Porträt des Großvaters. Stolz steht er da, der Großvater, mit seinen lausigen Lumpen am Leibe – aber das Photo, das hat er von seinen ersten paar hart verdienten Dollars in der Neuen Welt anfertigen lassen. Da steht er nun. Er, das Fundament der Macht seines Enkels. Das ist das Bild, das ich vor mir sah, als ich dem „Raub der Sabinerinnen“ beiwohnte. Das läßt mich die Hand an den Rand des Zylinders legen und den Hut mit tiefer Verbeugung ziehen. Einer Verbeugung vor dem Großvater „Schmiere“, eine Verbeugung vor den Schauspielern, die mit großer Kunst und großen Opfern, oft verlacht und geschmäht und dennoch ungebrochen ihre Kunst darboten und sublimierten – bis ein Theater vor uns erstand, über das niemand mehr zu lachen wagt.

Frau Thalbach, Herr Röhrig, liebe erstklassige Mimen einer wundervollen Klamotte – gehen Sie nicht ans Burgtheater – auch wenn sie gerufen werden! Bleiben Sie bei uns – ihrem Publikum! Denn wo wir zusammen kommen – da ist das Burgtheater. Mitten in Brandenburg! Nirgendwo sonst!

Die Entstehung der Mark

von Dr. Lutz Partenheimer

K. K. Bajun

Pünktlich zur 850-Jahr-Feier der Mark Brandenburg lag Herrn Partenheimers Beitrag vor. Respekt! Das war ein würdiges Geschenk. Es richtet sich gleichermaßen an die Gelehrtenwelt und an den historisch interessierten Laien und verdeutlicht mit verständlichem Duktus die überaus spannenden und dramatischen Geschehnisse des Brandenburger Frühmittelalters. Zwei Welten prallten hier einst aufeinander: Hier die alteingesessene westslawische Urbevölkerung, die sich von Ackerbau, Fischfang und gelegentlichen Diebereien bei den Nachbarn ernährte – dort, am jenseitigen Ufer von Mütterchen Elbe die hochgerüsteten Heere der Sachsen. Ostfranken hatte sein römisches Erbe noch nicht vergessen und stand – was gesellschaftliche Organisation, Siedlungsbau, Logistik, Technologien und andere kulturelle Leistungen betraf, auf einem hohen Niveau.

Ob es nun der von marxistischen Historikern oft beschworene feudalistische Expansionsdrang war, der sich unter anderem aus der Gier der Feudalherren und der sogenannten Primogenitur speiste, oder ob die Sachsenherrscher von den ständigen Raubzügen der Slawen und deren Unterstützung der ungarischen Erzfeinde einfach nur die Schnauze gestrichen voll hatten, ob wirklich einige christliche Fanatiker und Pragmatiker den Wunsch hatten zum Vorteil der alleinseligmachenden Mutter Kirche Transelbien

dem Heidentume zu entreißen – diese Fragen im rechten Verhältnis und ausgewogen zu beantworten, ist fürwahr ein hartes Brot. Zu dünn ist die Reihe der zuverlässigen Chronisten aus dieser Zeit, zu rar sind die wenigen schriftlichen Zeugnisse, die uns ein mehr als spärliches Bild von den damaligen Ereignissen geben. Oft müssen die Archäologen ihre Erkenntnisse beisteuern um die oftmals politisch beeinflussten Aussagen der Zeitgenossen zu bestätigen oder zu korrigieren.

Urkundenfälschungen waren im Mittelalter gang und gäbe. Und so tobt just der Streit zwischen renommierten Historikern wie Helmut Assing und seinen Gegnern, ob denn die Urkunde über die Errichtung des Brandenburger Bistums nun wie angegeben auf 948 oder doch eher auf 965 zu datieren ist. Diese Urkunden aber, in denen so oft so dicke gelogen und betrogen wurde, dass sich die Balken bogen, sind aber das wohl umfangreichste Quellenmaterial, auf das der forschende Historiker sich zu stützen vermag.

Es scheint uns, dass Herr Partenheimer mit Besonnenheit und ausgesprochener Sachkenntnis sein Wissen um die Zeit der vorletzten Jahrtausendwende vorgetragen und solcherart mit großem Geschick Scylla und Charybdis der historischen Dogmenlandschaft durchschiffte.

Wer sich als Märker für seine Wurzeln interessiert, für den ist dieses Buch unverzichtbar. Stellt es sich doch in einem hervorragenden Anhang gleichzeitig selbst als Urkunden- und Quellenbuch zur Verfügung. Im originalen Latein und in guten deutschen Übersetzungen kann der Leser gleich welchen Bildungsstandes selbst einen Blick auf ein wesentliches Fundament unseres heutigen Geschichtsbildes dieser Epochen werfen.

Somit schlägt Herr Partenheimer gekonnt eine Brücke zwischen dem berüchtigten Elfenbeinturm und dem Wissensdurst der Bevölkerung, die ihre Brötchen zumeist auf einem anderen Gebiete verdient und dennoch möglichst viel über das Leben und Denken der Voreltern erfahren möchte.

Herrn Partenheimers Buch zu empfehlen ist uns ein Anliegen und eine Freude!

Die Entstehung der Mark

mit einem lateinisch-deutschen Quellenanhang

Lutz Partenheimer

Böhlau Verlag Köln Weimar Wien 2007

ISBN 978-3-412-17106-3

€ 19,90

Die Erfindung der Currywurst

Ein Gastspiel des Ernst-Deutsch-Theaters Hamburg
mit einem Schauspiel von Uwe Timm

K. K. Bajun

Sieh da – die Chur- und Hauptstadt bekommt Besuch; die größte Privatbühne Deutschlands gibt sich die Ehre und bringt uns nahe, wo die allseits beliebte Currywurst ihren Ursprung hat. „Mensch, bei Konopke, Berlin, Danziger Ecke Schönhauser, natürlich...!“ werden Sie rufen. Ehrlich gesagt, das dachten wir bisher auch. Der Autor Uwe Timm aber sah das anders: Die von der Oberschicht geschmähte, vom pseudoproletarischen Herrn Altkanzler Schröder und dem Röhrbarden Herbert Grönemeyer halbwegs salonfähig gemachte Delikatesse ist natürlich in Hamburg

erfunden worden. Klingt irgendwie logisch. Deutschlands Tor zur Welt, Hafen, Gewürzhandel, Curry... Also siedelt Herr Timm eine Liebesgeschichte in vielfach gefährlicher Zeit in Hamburg an, in der Zeit kurz vor und kurz nach dem letzten großen Kriege, in der Zeit der Bomben und des Schwarzmarktes, in der Zeit der Blockwarte, Denunzianten und der Menschen, die unverwundlich den Kopf über Wasser hielten und Tag für Tag das Kunststück des Überlebens fertigbrachten.

Ein junger Matrose wird zur Wehrmacht befohlen, die Engländer stehen schon in Bremen, er hat einen Tag Fronturlaub in Hamburg. Na, was machen wir mit dem einen Abend? Kino? Tja, was sonst? Bombenalarm, Bunker, der Matrose stolpert über eine attraktive Frau, die seine Mutter gut und gerne hätte sein können – sie nimmt in mit zu sich. Liebesnacht, nächster Morgen – ach das Leben kann so schön sein. Muß man es dann in den letzten Tagen wegwerfen?

Muß man nicht. Die Frau (anbetungswürdig gespielt von der Enkelin des großen Heesters, Frau Saskia Fischer – Opa hätte mit Sicherheit am Schluß auch getrampelt...!) versteckt also ihren kriegsmüden Hermann (Herr Krämer hatte die Müdigkeit leider etwas zu sehr verinnerlicht) bei sich in der Wohnung.

Das ist nicht ungefährlich. N.S.D.A.P. und Gestapo sind in Gestalt Blockwart Lammers und der Denunziantin und Hausbewohnerin Frau Eckleben nicht ferne und extrem mißtrauisch. Beide, Ingo Feder und Anja Topf, präsentierten mit ihrer mimischen Leistung den Namen des Ernst-Deutsch-Theaters wie das Etikett eines edlen Beaujolais.

Beide Schauspieler besetzten mehrere Rollen und so brillierte die kleine, zierliche, drall-süße Frau Topf in einer Perfektion, daß einem die Tränen in den Augen standen: Eine Pennerin gab sie, die forsche Nazitante, die weibliche Begleitung eines britischen Offiziers... - und alles so authentisch, mit so einer minimalen Prise Übertreibung gewürzt, nee, also, so hervorragend schmeckt nicht mal 'ne Currywurst bei Konopke!

Der Hermann also muß sich tagsüber in der Kammer verstecken, immer in Angst vor der plötzlichen Präsenz des Hauswarts, der des Luftschutzes wegen mit einem Wohnungsschlüssel versehen wird. Da wir er nun rammdösig in seinem selbst gewählten Käfig, schilt sich einen Vaterlandsverräter und Feigling, löst Kreuzworträtsel und träumt von einer Vereinigung der alliierten und der deutschen Truppen gegen die Russen.

Währenddessen geht seine Lena in einer Betriebskantine arbeiten. Diese Gelegenheit stellt uns zwei weitere Künstler vor, auf die wir mit großem Vergnügen zu sprechen kommen wollen. Das sind Wolfgang Beigel und Tilmar Kuhn. Auch diese Herren mit Mehrfachrollen besetzt – auch diese Herren mit der ganzen Kunst ihrer Zunft gesegnet!

Herr Beigel – Sie waren DER Koch! Da meldete sich Wiener Schmäh zu Worte, diese abgeklärte, diese falsche Autoritäten verachtende, leicht Schwejk'sche ars vivendi, diese Souveränität, diese Nonchalance, dieses Mitgefühl, dieses Laissez-faire dieses... ja, such mal was, was da den Nagel auf den Kopf träfe! Dem Manne hätte ich gern stundenlang gelauscht, an seinen Lippen gehangen, seine knappen und gemachten Bewegungen verfolgt.

Der Tilmar Kuhn war diesbezüglich dichtauf. Ob als Kellner, als britischer Offizier, als Gauredner, als Schieber – der Mann war ein Blickfang. Irgend etwas hatte er von Christian Slater – nur mit dem Unterschied, daß uns Slater den Beweis, SO schauspielern zu können, bislang schuldig geblieben

ist. Auch hier diese ungeheure Wandlungsfähigkeit wie bei Frau Topf, auch hier die tiefgründige Wahrhaftigkeit einer jeden Rolle. Applaus, Herr Kuhn! Tja, wie geht's denn nun weiter mit unserem Stück? Also, der Krieg ist zu Ende. Auf der einen Seite ja schön, aber auf der anderen Seite fürchtet die einsame Lena Brücker, ihren Herrmann loszuwerden. Was soll ihn nun noch halten? Und so verschweigt sie ihm das Kriegsende, so lange es geht. Mit ihren Vorahnungen hat sie recht: Kaum ist die Katze aus dem Sack, ist der Galan zur Tür hinaus. Arme, unglückliche Lena! Sie bleibt einsam, ihr ganzes Leben lang.

Bis sie dereinst blind in einem Altenheim sitzt, wo sie von einem nach den Ursprüngen der Currywurst recherchierenden Journalisten (Nils Hansen) aufgestöbert wird. Frau Fischer, das Alter und seine Zeichnungen werden sich Ihnen verweigern und entziehen, selbst wenn Sie die Jahre erreicht haben, die Sie auf der Bühne vorgaben. Dessen sind wir sicher. Wie Sie aber eine alte, blinde, schlurfende, nach menschlicher Nähe lechzende Frau mit ihrem unerkennbar breiten, hanseatischen Dialekt spielten, das muß man aufzeichnen und an den Schauspielschulen zum Pflichtlehrmaterial machen! Schon für diese Leistung hätten wir Ihnen gerne eine Rose auf die Bühne geworfen! Hätten wir doch nur eine dabei gehabt!

Und so versucht die alte, einsame Frau diesen einen Menschen, der noch ein Interesse an ihr, oder besser an ihrer Geschichte, bekundet, wie vor einem halben Jahrhundert ihren Hermann, mit dem delibierten Zurückhalten der ersetzten Information solange wie möglich an sich zu binden, ihn bei sich zu behalten, sich an seine Gegenwart zu klammern. Und wieder ist es dasselbe: Kaum ist die banale Wahrheit am Tageslicht, da ist der nächste Kerl auch schon über alle Berge. Es ist ein Drama. Beide, der Hermann und der Journalist verdanken ihr viel, beide bezahlen mit ein paar lumpigen Illusionen und mit sonst nichts. Weg sind sie!

Es ist also keineswegs so, daß das Stück nicht die erwünschte Substanz besessen hätte. Nur vermochte sie die Frau Dramaturgin und der Herr Regisseur vor allem in der ersten Spielhälfte ganz gut zu verstecken. Die Szenen nach der Pause rissen alles raus, die beiden Vorhänge, das Trampeln, die leider nur vereinzelt Bravorufe waren mehr als verdient. Und auch die Inszenierung, die mit sparsamsten Mitteln arbeitete, ein Bühnenbild nur, bewies, das weniger manchmal sehr viel mehr sein kann.

Wenn das doch nur auf die Auslastung des Zuschauerraumes zugetroffen hätte... Unverdient war das geringzählige Publikum, knapp 75 Leute, die das Schauspiel kurzerhand zu einem Kammerspiel verwandelten. War es der vielleicht etwas zu profane Titel, der dem Stück den Magnetismus nahm? Erreichte die Brandenburger nicht, wer da zu ihnen kam um zu spielen? Lief im Fernsehen zeitgleich die Wiederholung des Fußball-Weltmeisterschafts-Finales? Schwer zu sagen. Die, welche das Stück sahen, werden in der Mehrzahl – das ist sicher – die Erinnerung an einen wunderbaren Theaterabend mit nach Hause genommen haben.

Ach so, was war denn nun die „banale Wahrheit“ um die Entstehung der Currywurst? Hmm, ich könnte jetzt gemein sein und fragen: „Warum waren Sie nicht auch da? Dann wüßten Sie es jetzt!“ Aber ich werde mal nicht so sein: Frau Lena Brücker ist kurz nach dem Krieg mit einer Stiege Ketchup und einer paar Dosen Curry in ihrem Hausflur – schlicht auf'n Dötz gefallen. Das Zeug hat sich vermenschlicht und hat geschmeckt. Ein Fast-Food-Renner war geboren! Ja, manchmal grinst Fortuna durch die gescheuerten Dielen eines Hamburger Treppenhauses, verspeist ihre Currywurst und – zeigt uns ihren Rücken, das launische Weib! Zurück bleibt eine alte, einsame, blinde Frau und die Bekanntschaft mit einer Mimentruppe, die wir all zu gerne wieder sähen!

Die Flucht

S. M. Druckepennig

Na bitte! Zweiundsechzig Jahre hat's ja immerhin gedauert. Nun ist das letzte große Kriegsthema in der Öffentlichkeit angekommen. „Die Flucht“ – ein Spielfilm in Form eines etwas verkitschten Melodrams, welches kein Klischee ausläßt, flimmert in den ersten Märztagen 2007 wieder und wieder über deutsche Bildschirme.

Wieviel Schweiß muß das in den Spitzenrunden der deutschen Medienlandschaft gekostet haben, bis man sich durchrang, den Verbänden der Heimatvertriebenen das Monopol auf das Gedenken an die Flucht aus den als allzu oft revanchistisch gebrandmarkten Händen zu nehmen.

Wären die Filme, die den Gröfaz als Filmgestalt salonfähig machten, wie bei Bruno Ganz oder dem etwas nebulösen Speerbiographien-Titel „Speer und er“, waren das etwa Versuchsballons, wie Kino-Michel auf den Drittes-Reich-Retrospektive-Zug aufspringt? Was dort behandelt wird, ist notwendig, gar keine Frage. Daß die Polen und die Russen und die ganze geopolitische Lage eine frühere, von allen ernstzunehmenden Seiten ernstgenommene Verfilmung kaum zugelassen hätten, versteht sich beinahe von selbst.

Da sich unendlich viele Michels schuldig fühlen und nach Art der Nackten Affen versuchen die Schuld zu verdrängen und sich lieber wieder auf die bestialischen Russen, die polnischen Henkersknechte und den böhmischen Mob besinnen, hätte vor wenigen Jahren, als noch mehr dieser vernagelten Michels nicht nur lebten sondern auch Macht und Einfluß besaßen, dieser Streifen bestenfalls in das genehme Horn getutet, und die ersten zaghaften Stege über die Oder gleich wieder in die Luft gesprengt.

Natürlich ist klar, daß dieser Film ebenfalls ein Pilotprojekt ist; eines, das jedes Klischee einzubauen verpflichtet ist und das ganze auch noch für die an Hollywood und seinen cineastischen Mist gewohnten Zuschauer auch mit dem entsprechenden kitschigen Sabber versorgen muß um auch die, denen das Leid der Vertriebenen scheinbar egal ist, bis zum Schluß bei der Stange zu halten.

Das klatscht uns richtig ins Gesicht: die „großen Familien“ werden ihrer Verantwortung gerecht und suchen die „Kleinen“ zu retten. Da die Männer den Krieg angezettelt haben, gehört es sich, daß sich wenigstens einer von den Häuptern der großen Familien beim Eintreffen der Russen erschießt und der Nächste nach dem Kriege in Bayern erhängt. Alles bleibt wieder einmal an den Frauen hängen. Ach süße Wild-West-Treck-Romantik. Die schneie und resolute Maria Furtwängler kehrt als Lena Gräfin von Mahlenberg verkleidet auf das heimatliche Gut zurück und übernimmt die Leitung des Trecks in die Freiheit. Natürlich spuckt man auf die bitterbösen Nazis – sicherlich nicht zu unrecht. Aber damit simplifiziert man die Sache unzulässig.

Ja doch, auch ein Molleken Doof in Form einer gläubigen Nationalsozialistin namens Babette wird produziert, die dann ihre Hitlergläubigkeit mit gewaltsam gespreizten Schenkeln unter vertierten Russenleibern abbüßt. Ach Gott, wie mag es den in Wirklichkeit vergewaltigten Frauen ergangen sein? Wie mag es den echten einfachen „Russkis“ ergangen sein, die von Stalingrad bis Ostpreußen Schritt für Schritt die Hölle durchliefen, immer die Gedanken an die eigenen von der Wehrmacht, der Waffen-SS oder den Sondertruppen von SS und Gestapo vergewaltigten, verschleppten und ermordeten Frauen und Kinder vor dem inneren Auge. Die Russen waren stets besoffen. Verdammte noch mal, das wäre ich vor dem Hintergrund dieser

Erlebnisse auch gewesen! Was wollt ihr denn? Euer verlogenes Bild vom britischen Gentlemansoldaten, vom schneidigen und herzensbrechenden Franzosen, der im Film „Die Flucht“ selbstredend die Führung über die anderen Kriegsgefangenen übernimmt und am Ende wirklich ein fescher Besatzungsoffizier ist? Wollt ihr das Bild vom alles könnenden Ami, dem keine Heldentat zu schal ist, um sie auf der Leinwand zu bringen? Hängt euch Uncle Sam's Märchenstunde nicht langsam zum Halse raus? Egal – genau das bekommt ihr aber geliefert. Weil ihr immer noch der schnulzenverliebte Michel seid!

Der russische Kriegsgefangene ist im Gegensatz zu den kämpfenden Rotarmisten so ein richtiger Knuddel-Iwan, der sich, nicht zu Unrecht vor seinen noch bewaffneten Landsleuten so sehr fürchtet, daß er es vorzieht, ins Nazi-Reich zu fliehen, bevor er zu den eigenen Leuten stößt. Kann was dran sein – aber die gesamte Art und Weise, wie der Russ' überhaupt gemalt wird, da hätte auch Goebbels seine Freude dran gehabt. Hätte dem hinkenden Oberdemagogen glatt einen Propagandafilm erspart.

Ja, es sind viele eingebrochen auf dem Kurischen Haff, sind jämmerlich im eiskalten Wasser ertrunken, erfroren, wurden von Tieffliegern beschossen. Waren die hinterher wirklich noch so wohlgenährt und in so saubere Lumpen gekleidet?

Das alles hatte den Realismus einer amerikanischen Heldensaga – also gar keinen. Und obwohl der Film sicherlich auf einem Beraterstab von Historikern und authentischen Zeitzeugenberichten aufbauen konnte, wurde ich das Gefühl nicht los, als sei das Ganze ein eher eine Rühr-Schmiere statt einer späten Würdigung der Opfer von Krieg und Vertreibung.

Beispielgebend für die Beleuchtung dieser finstersten Ära der deutschen Geschichte ist der Film „Der Pianist“. Zeigen, wie es wirklich war – und in die Tonne mit den geschönten Bildern – auf allen Seiten. Romantikusel schützt uns nicht vor dem Grauen des nächsten Krieges! Nur das Grauen in den Herzen der Menschen. Dort muß es hin – so inhuman diese Forderung klingen mag. Das leistet „Die Flucht“ mitnichten. Also laßt uns den Streifen ad acta legen. Als Türöffner sollte man ihm seinen Platz in der deutschen Nachkriegs-Filmgeschichte zubilligen. Mehr nicht.

Die Legende von Beowulf (Film)

K. K. Bajun

Na ja...

Ein gewaltiges Epos ist der Beowulf. Das angelsächsische Nationallied schlechthin. Die Deutschen haben ihren Siegfried, die Franzosen den Roland und die Briten den – Beowulf.

Beowulf ist ein Gaute und die Historiker können diesen Stamm sehr schwer identifizieren. Daß es sich dabei jedoch um einen nordisch-germanischen Stamm handelt, ist unstrittig. Und so kamen die Protagonisten denn auch einher. Von Karl Weinhold über Richard Wagner bis Alfred Rosenberg – die Apologeten der „nordischen Rasse“ wären wohl angesichts dieses Streifens in euphorisches Schluchzen ausgebrochen und es ist überhaupt ein Wunder, daß der Kinosaal nicht mit einem Fähnlein Wiking-Jugend gefüllt war, die dem fast zweistündigen Geschehen mit ausgestrecktem Arme gefolgt wären. In Deutschland hätte man diesen Streifen schwerlich drehen können und es mutet schon fast wie ein Wunder an, daß er den Weg

in unsere Lichtspieltheater gefunden hat. Die Handlung schreitet zunächst den Pfad des Epos' ab. Grendel, ein spuckhäßlicher Troll, überdimensioniert und an einen wandelnden Leichnam erinnernd, terrorisiert die Methalle Heorot des dänischen Königs Hrothgar. Dem kommt der gautische Held Beowulf zur Hilfe, der vierzehn Kameraden im Schlepptau mit sich bringt. Den schlichten Erzählstrang des altenglischen Heldengedichtes verlassend, wird nunmehr die Harfezapfende, betörende Königin Wealtheow eingeführt, ungleich jünger als der alternde Hrothgar. Später kommt's noch dicker.

Beowulf entkleidet sich vollständig um dem waffenlosen Troll von Gleich zu Gleich gegenüberzutreten. Na gut. Das ist germanisches Heldentum, Skaldenbesungen, von den großen Sagas des Nordens vielfach berichtet. Da hinein paßt auch die mit leichter filmischer Ironie vorgetragene Prahlerei des Beowulf. Auch das kaufen wir dem Regisseur Robert Zemeckis so ab. Was – obwohl von anderen Stimmen hoch gerühmt – uns jedoch bei dem Streifen bitter aufstieß, waren die vielen, vielen holprigen, eckigen und uneleganten Computer-Animationen, die dem Ganzen eher einen Anstrich von „Ballerspiel trifft Low-Budget-Movie“ verlieh. Mag sein, daß die Animationen – nur bei den Landschaften waren sie wirklich brillant – einen solchen Haufen Geld verschlangen. Die menschlichen Charaktere kamen bei Shrek, dem tollkühnen Helden, schon weitaus besser zur Geltung. Selbst der wogend-verlockende Ausschnitt einer der Mägde auf Heorot verlor viel von seiner Erotik.

Doch das war nicht das Schlimmste. Das kam, als Beowulf sich zum Meerweib begab. Spricht nun die Saga davon, daß der Recke den Wasserdämon erschlug, so gelingt es ihr im Film, den Helden zu schwächen und ihm den Samen zu einem neuerlichen Ungeheuer zu entlocken. Und dann plaudert der Film munter weiter. Einen Zeitschnitt macht man, läßt Beowulf nun als alten König agieren, gegen seinen eigenen mit dem Meerweib gezeugten Sohn in Gestalt eines gigantischen Drachen kämpfen. Himmelherrgott! Geht's auch eine Nummer kleiner? Nun sollten die alten Sagas zwar nicht unbedingt als definitiv abgeschlossen betrachtet werden. Denn gerade das Weitererzählen, das Hinzudichten, das Fabulieren läßt ja das Blut des Lebens durch diese alten saft- und kraftvollen Geschichten strömen. Aber muß man gleich so auf den Putz hauen.

Wenn schon der filmische Vorgänger, der Beowulf des Sturla Gunnarsson, nicht mit der friedlich flachen Landschaft Dänemarks auskam und um der Dramatik willen ins sturmgepeitschte Island mit seinen gewaltigen Klippen zog, dann setzte Herr Zemeckis gleich noch einen drauf: Nicht nur die Skanden versetzte sein Glaube an filmisch-perspektivische Blickfängerei nach Dänemark, nein, das schien schon der Himalaja zu sein, der da aus dem Meer emporwuchs. Kilometertiefe Schluchten, riesige Felstrümmer, himmelhohe, völlig unpraktische Burgen, für deren Turmaufstieg man entweder einen ganzen Tag oder ein Aufzugssystem wie das des Empire State Building bräuchte. Das ist doch Kinderkram. Das ist doch Blödsinn. Alternde, aber dennoch hochattraktive Königin verschwistert sich mit der jungen Bettgespielin des alten Beowulf. Die Mätresse wird zur Lebensretterin der alten Rivalin – auf welchem Planeten ist dieser weltfremde Unfug eigentlich angesiedelt?

Herr Zemeckis will ein gewaltiges Epos zeigen und merkt nicht, wie er mit seinen bombastischen Szenen, seinem Gigantismus, seiner Obsession für überdrehte Action dem wahrhaft Großen Stoff des Mittelalters, die Su8stanz benimmt, die Zähne zieht, die Luft rausläßt, das Knochenmark entfernt. Ein paar schöne Bilder waren ja dabei. Aber der Rest? Daran ändert auch die hochkarätige Besetzung nichts: Angelina Jolie, Anthony Hopkins, John Malkovich... : Die ungeheure Arbeit, welche Herr Zemeckis auf sein Werk verwandte, ist sicherlich richtungsweisend für den modernen Film

und als Pionierleistung zu entschuldigen. Diese Kraftanstrengung aber hätte andernorts eine interessantere Umsetzung erfahren können. Beowulf bedeutet auf angelsächsisch: Bienenwolf. Das ist ein Kenning für "Bär". Na, den hat uns Herr Zemeckis ganz tüchtig aufgebunden. Leider keine volle Punktzahl für die Abenteuer des gautischen Blondbären, Herr Zemeckis. Tut uns leid!

Die Nachtigall und die Rose

Märchen von Oscar Wilde in der Reihe des Brandenburger Theaters „Erlesener Dom“

M. L. Hübner

Da hat dieser brillante Lyriker und Aphoristiker des viktorianischen Zeitalters also auch ein paar Märchen geschrieben. Dem Vernehmen nach entstanden diese Werke, die heute unbestritten der Weltliteratur zuzurechnen sind, um den Söhnen des Autors Unterhaltung zu bieten. Oscar Wilde – wie soll man ihn nur fassen? Tragische Existenz, brillante Existenz? Meister der englischen Sprache von geschliffenem Wortwitz, überragender Aphoristiker, Mann von beispielhafter Haltung, der noch in seiner Sterbestunde im Pariser Hotel d'Alsace ironisch drohend rief: „Entweder geht diese scheußliche Tapete - oder ich!“



Frau Sänger, Herr Köhler und Frau Siegl (v.l.n.r.)

Man kann diesem großen Literaten kaum anders gerecht werden, als das man ihn zu den Granden, zu den Peers des literarischen Großbritanniens zählt. Sein Untergang mit jungen Jahren, er starb völlig verarmt mit vierundvierzig Jahren, ist die Schande Englands und seines verspießerten Pharisäertums.

Diesem Manne nun widmete das Brandenburger Theater am Freitag, dem 12. Januar 2007 einen Abend in einem der Kurienhäuser des für uns Brandenburger wohl schönsten Domes der Welt.

Frau Renate Siegl las mit geschulter und wohlakzentuierter Stimme drei der Kunstmärchen Herrn Wildes einem etwa zwei Dutzend Zuhörer zählenden Publikum vor, das nach dem berechtigt anhaltenden Schlußapplaus die Strapazen des mühseligen Findens der Kurie bei strömendem Januarregen längst überwunden haben dürfte. Sowohl die Atmosphäre in dem kleinen Saal des barocken Häuschens – die Theaterleute versäumten nicht, die der Kurie gegenüberliegende Remise anzustrahlen – als auch die beiden

begleitenden Musiker, Frau Sänger an der Geige und Herr Köhler am Cello, wärmten Herz und Seele und entführten den Zuhörer in die von Frau Siegl lebhaft in Szene gesetzte Märchenwelt des Oscar Wilde. „Nachtigall und Rose“, „Der selbstsüchtige Riese“ und „Der Glückliche Prinz“ gaben Einblick in die Wilde'sche Gefühlslandschaft.

Nun hat es der moderne Rezipient dieser Märchen häufig schwer, sich in die romantische, teils ins Süßliche abgleitende Schwere der Wilde'schen Phantasie hineinzufinden. Rosen und Nachtigallen, Tod – des Schlafes Bruder, eine Christophorus-Adaption im „Selbstsüchtigen Riesen“, die Freundschaft einer Schwalbe mit dem Denkmal eines einst glücklichen Prinzen bis in den Tod – und alles, alles endet stets und ständig im versöhnenden Paradiese.

Hmm. Tja. Kaum ein bis zwei Dekaden nach dem Ableben Oscar Wildes begannen die Trotzköpfchen und Nesthäkchen Romane das Backfischpublikum zu begeistern, die Gartenlaube versorgte ihren Leserkreis mit Jugendstil-verbrämtem Kitsch, Hedwig Courths-Mahler stand schon in den Startlöchern und Rosamunde Pilcher bereitete sich auf ihre schwer verdauliche Existenz vor.

Es wäre eines harten Tages Arbeit, Wildes Opus sauber von diesen Successoren in der sogenannten leichten Muse zu trennen. Das Attribut „leicht“ bezeichnet bei dieser göttlichen Dame eben oftmals nicht nur die Eigenschaft „unbeschwert“.

Dennoch – diese Arbeit wäre nicht umsonst. Wildes Werke haben trotz allem oberflächlichen Hang zur Herz-Schmerz-Expression Tiefgang, beinhalten durchaus sozialkritische Aspekte (obschon aus Wilde nie ein schreibender Zille hätte werden können), und zeichnen sich vor allem durch eines aus: Stil! Stil, Stil und nochmals Stil!

Und ebendiesen Stil vermochte Frau Siegl mit Bravour aufzunehmen und in Stimme und Gestik zum Bestandteil ihres Vortrages zu machen.

Welche Kunst dahinter steckt, eröffnet sich dem kritischen Geist in dem Augenblicke, in dem er sich zu gegenwärtigen sucht, mit welchem Erfolg er selbst eine solche Aufgabe zu meistern verstünde. Der Applaus war verdient. Keine Frage!

Der Applaus aber führt uns noch einmal auf die wundervolle musikalische Begleitung durch die beiden Solisten der Brandenburger Symphoniker. Ach, Frau Sänger, wenn Sie den Bogen über ihre Geige streichen, wenn der Herr Köhler dazu sein Cello traktiert – das alleine schon hätte den Besuch der Lesung gerechtfertigt! Da knausern die Symphoniker nicht, da bieten sie dem Publikum ihre Preziosen dar! Musik! Und so schöne!

Wenn die beiden Musiker auf den Beifall ähnlich gelauscht haben, wie die Zuhörer auf die Musik, dann kann ihnen nicht entgangen sein, welche Wertschätzung ihr Spiel erfuhr. Mir kam beim Hören dieser Musik Wildes berühmter Ausspruch in den Sinn: „Umgeben mich mit Luxus – auf alles Notwendige kann ich verzichten!“

Der Kulturreport-Leiter des Landboten, Herr Bajun, ist sehr stolz darauf, den lexikalischen Beitrag in der Wikipedia zum schönsten Dom der Welt verfaßt zu haben. Nun kann er den Artikel um eine hervorzuhebende Besonderheit erweitern: Sowohl der Dom als auch seine Nebengebäude beherbergen neben ihren musealen Schätzen eine lebendige Kulturentfaltung, nicht zuletzt dank der Reihe „Erlesener Dom“ des Brandenburger Theaters.

Der große Schwoof

Zille Musical von Bernd Köllinger und Klaus Wüsthoff

J. –F. S. Lemarcou

Kenn Se Berlin? Ick meene, kenn' Se 't wirklich? Nich'n Kuhdamm und de ganze Pomade. Nich'n Jrunewald und Schmarjendorf. Berlin, det alte Berlin. Det könn' Se nich kennen. Det is unterjejangen im Bombenhagel des letzten Krieges. Da jing et dahin, det Scheunenviertel, wo de Ärmsten der Armen wohnten, die galizischen Ostjuden, und de Proleten, wo Pinsel-Heinrich den Luden und den Eckensteher malte, die dicke Mutter mit'n Dutt und die verdreckten Jören, wie se plärren und greinen und sich ihre Pimmel zeigen und Blut spucken. Det ganze jrauenhafte Elend der Wende zum 20. Jahrhundert. 10 Leute, Schlafburschen einjerechnet, uff eene Bude, eene Stube – wohljemerkt! Klo ne halbe Treppe tiefer oder über'n Hoff. War der dritte oder vierte Hinterhoff. Von Himmel 'n kleenet Sticke nur. Und det hat er jemalt, jezeichnet, den deutschen Blutsaugern am eijenen Volke in die jottlosen Seelen jebrannt. Det war sein Verdienst, sein ganz jroßet Verdienst.



Szenenbild aus: Der große Schwoof

Nu ja, die besten, die urwüchsigsten Berliner kamen wohl immer schon aus jwd. Das meint: „Janz weit draußen“. Gerade so wie der Pinsel-Heinrich Zille. Der kam aus Radeburg in Sachsen. Bernd Köllinger, jahrelang brillanter Chefredakteur des Brandenburger Lokalblattes BRAWO, kommt auch nicht aus Berlin. Saalfeld in Thüringen ist seine Heimat. Nur der Wüsthoff Klaus, der „wo watt vonne Musike vastehen dut“, der macht eine Ausnahme. Der ist eine echte Berliner Pflanze. Allerdings erst im Jahre 1922 gesät, als es schon fast vorbei war mit dem alten Berlin.

Und diese beiden letztgenannten Herren nun wollten dem großen Zille ein Denkmal setzen. Sie komponierten und schrieben ihm ein Musical, basierend auf seinen Figuren, angesiedelt in der Auguststraße, dort, wo's am schlimmsten war.

Die Kulisse war hervorragend, authentisch. Die Kostüme waren es auch. Es schien wirklich, als seien die Zilleschen Figuren dem Buche entsprungen. Die Schauspieler – egal woher sie kamen, berlinerten lupenrein. Den Berliner Witz, dieses schlagfertige Schandmaul aber in die Texte zu integrieren – das war eine große Sache. Diese Kunst wird wohl nach Köllinger gemessen. Ein Meister der Sprache, ein Kenner der Materie, weiß Gott! Dazu schuf Herr Wüsthoff die passende musikalische Umrahmung. Das klang nach Gassenhauer, das klang nach „In Rixdorf is Musike“, das klang nach Kollo und

Paul Lincke. Wie sagte doch gleich der steinalte Jan Adams Reinken, als der junge Meister Johann Sebastian Bach vor den greisen Ohren Toccaten und Fugen herunterperlte: „Ich wußte gar nicht, junger Mann, daß diese Kunst noch beherrscht wird.“ Das können wir unkommentiert so weiter geben, lieber Herr Wüsthoff. Diese Polkas, Schieber, dieses Täteretätä, von unserm geliebten Michael Herlmrath und dessen Brandenburger Symphonikern so herrlich intoniert, brachte das Publikum zum Mitklatschen, brachte nach jeder Gesangseinlage Applaus, ließ sogar die anwesende Jugend johlen.

Das aber war auch den Mimen geschuldet. Die Handlung, nun ja die Handlung... So recht eigentlich gab es keine. Aber das würde uns wohl auch das Wesen einer Schnulze versauen. Und Kinners, Hand uff's jeriehrte Herz - det war ne faustdicke Schnulze! Nu ist das mit denen Schnulzen so eine Sache. Bei der eher unangenehmen Sorte möchte man das Rennen kriegen, nicht wahr Frau Courths-Mahler, nicht wahr Frau Pilcher? Eine echte Schnulze aber – det is watt for 't Sentiment, det hat janz ville wat mit Jefiehl zu tun. Vastehen Se nich? Gefühl, Menschskinder, Gefühl!

Hier war Jefiehl in de Materie, wie de beriehmte Butter bei de Fische. Klar, das wahre Elend, daß den immer präsenten Hintergrund des Stückes bildete, wetterleuchtete nur unterschwellig durch. Sauber sahen selbst noch die Lumpen aus, in welche sich die Mimen gewandt hatten. Man mußte schon gut hinhören, um sich den Sinn zu erschließen, daß sich die kleine buckelige Mieke an einem Braten so satt gerochen hatte, daß sie darüber ihren Hunger vergaß. Dennoch – es kam den Autoren nicht auf die Idealisierung eines an sich grauenhaften Zustandes an, unter dem zur Kaiserzeit Millionen litten und an dem Millionen elend verreckten.

Gezeigt werden sollte wohl eher, daß menschlicher Behauptungswille selbst unter erbärmlichsten Verhältnissen noch Blumen erblühen läßt. Eine dieser Blumen heißt Alma. Einen Namen hat sie. Deutlicher kann man wohl nicht darstellen, was dieser kleine Gruß aus der Natur den von grauen Wanzenkasernen verschlungenen Seelen bedeutete.

Irgendwie kam mir der Gedanke, daß dieses Stück in Berlin unspielbar sei. Klingt paradox. Aber ich sagte es schon. Dieses Berlin existiert nicht mehr. Nicht einmal in der Auguststraße, die sich in der Nachkriegs- und Nachwendzeit zu einer sterilen Wohnstraße gewandelt hat. Der heutige Dutzend-Berliner würde es nicht mehr verstehen. Da würde man schon eher in Stuttgart oder Düsseldorf punkten, oder in Hamburg vielleicht, wo man Berlin aus der Ferne noch eher mit der Zille'schen Realität in Verbindung bringt.

Die Schauspieler zeigten Bewegendes. So ganz flüssig schien dennoch das Spiel wohl nicht. Vielleicht war das auch der eher seichten Dramaturgie geschuldet. Aber wenn sie sangen, allen vorweg Frau Ines Rabsilber, welche die Agathe Siebenhaar gab, dann wurde es schon still im Saal. Frau Ziehl gab eine herrliche Maggi-Großmutter und an Ursula Staack ging schon eine echte behmische Matrone verloren. Kinders, habt ihr beim Hasek stibitz! Na ja, sheen war't doch. Und diese Schwejkjaden gehören wohl zu Böhmen wie das Bier und die Knödel. Sehr sympathisch die Rolle von Manfred Schulz, der uns den besenschwingenden Justav Labudzich vorstellte.

Etwas mehr hinken, Herr Schulz, etwas mehr hinken! Aus Ihrer Rolle ist noch mehr Rührung herauszuholen. So'n Holzbeen is doch 'n janz ordentliches Kapital! Emmychen (Frau Alexandra Ulrich) hat sich sehr überzeugend aufs Kreuz legen lassen, von die Saukerle, die immer nur det eene wollen. Das Biestige kam so richtig schön rüber, die Stutenbissigkeit erheischt noch etwas mehr Temperament, aber herzlich lachen konnte man trotzdem. Auch den anderen Schauspielern Dank und Anerkennung – jepatz hat keener.

Das Publikum im gut besetzten großen Saale des Brandenburger Theaters honorierte mit forciertem Applaus, ohne mehrere Zugaben kam das Ensemble nicht von der Bühne. Dieser Gruß gilt auch Ihnen, lieber Herr Köllinger. Ich hoffe, Sie haben das Klatschen bis an den fernen Plattensee gehört. Der Landbote zumindest wird sich noch eine zweite Aufführung genehmigen. Das ist sicher!

Bild: Preußischer Landbote

Die Rückkehr der Chorscheitelfenster nach dem St. Paulikloster

B. St. Fjöllfross

Frankfurt an der Oder hat die Seinigen zurück. Die am Ende des Zweiten Weltkrieges schwer getroffene Stadt am Oderübergang büßte die Bleiglasfenster der Marienkirche ein, die als Beutegut in den Tiefen Rußlands verschwanden. 2002 kehrten die Fenster heim und eine Stadt, deren mittelalterlicher Stadtkern ausradiert wurde, bekam wenigstens ihre Kleinodien wieder.

Ähnlich brutal zertrümmert wurde 1945 das Paulikloster zu Brandenburg an der Havel, eines der wichtigsten Zentren der Mark – befand sich hier doch bis 1286 der Hof der Markgrafen von Brandenburg.

Nun hatte zu Anfang dieses Krieges der Reichsmarschall Hermann Göring alias Meier der deutschen Bevölkerung versprochen, kein feindliches Flugzeug werde je seine Bombenlast über dem Territorium des Reiches abwerfen. Aber schon 1942 wollte wohl keiner mehr den vollmundigen Ankündigungen des irrsinnigen Morphinisten Glauben schenken. Und so wurde das Chorscheitelfenster von St. Pauli ausgebaut. Drei Jahrzehnte lagerte das Fenster in den Tiefen unter der Gotthardtkirche, der Hauptkirche der Brandenburger Altstadt. 1975 wurde es in den Chor der St. Katharinenkirche, der Hauptkirche der Brandenburger Neustadt eingesetzt. Das war zwar alles besser, als es erst, wie bei den Frankfurter Fenstern geschehen, mühselig aus Rußland zurückzuerkämpfen; dennoch hatten die Kriegs- und Nachkriegszeiten den gläsernen Kostbarkeiten großen Schaden getan.

Als das St. Paulikloster im Jahre 2005 von fleißigen Händen wiedergeboren ward (der Landbote berichtete), da stand erstmalig eine Rückführung der Fenster in den Kirchenraum, für den sie einst gefertigt waren, auf der Tagesordnung.

Nun also soll dieser letzte Paßstein, dieser Karfunkel unter den märkischen mittelalterlichen Glasmalereien seinen angestammten Platz wiederfinden. Das ist nicht billig. € 80.000,- haben die Spezialisten dafür veranlagt. € 37.000,- gibt das Land dazu. Fehlen in Summa: € 43.000,-. Das ist viel Geld. Zugegeben. Die Ostdeutsche Sparkassenstiftung will helfen. Sie bietet an, jeden von einem Brandenburger Bürger oder Gast der Havelstadt gespendeten Cent bis zu einer Höhe von € 22.000,- zu verdoppeln. Wenn es also gelingt, € 22.000,- zu mobilisieren, dann ist das Restaurationsproblem gelöst. Bis Ostern 2008 – das muß zu schaffen sein. Dieses Kloster, obschon am Südrand der Neustadt gelegen, ist ein zentraler Punkt der Stadt geblieben! Er hat auch deshalb zentrale Bedeutung für die Stadt, die im Laufe ihrer Geschichte durch unsagbare Dummheit so viel von ihren Schätzen einbüßte, weil dieser Komplex St. Pauli weithin sichtbar demonstriert,

daß sich die Brandenburger eben nicht mit jedem Verlust abfinden. Daß sie der Zerstörung und dem Verfall widerstehen, mit Trotz in den Augen und heimatverbundenem Kampfesmut im Herzen. Eine ehemals trostlose Ruine erstrahlt als im wahrsten Sinne des Wortes geschlossener Baukörper in neuem Glanz! Hier wurden Zeichen gesetzt. Und das sind ganz wichtige Zeichen für eine Stadt, die am Bevölkerungsverlust krankt. Hier wurde ein Identifikationspunkt geschaffen, der signalisiert, daß es aufwärts geht. Die Talsohle ist durchschritten. Die Stadt gewinnt an Attraktivität und Lebensqualität.

Um jeden Ort in der Stadt, um jedes Kleinod, das ihr ihre Anziehungskraft, ihren Charme und ihren einst weltweit hervorragenden Ruf zurückerobert, muß gekämpft werden; verbissen und unnachgiebig! Denn diese Investitionen zielen in die Zukunft. Dort zahlen sie sich aus. Für jeden Brandenburger!

Frau Kerstin Preiß, Marktdirektorin der Mittelbrandenburgischen Sparkasse in Potsdam – der Landbote nannte sie mit artigster Reverenz das „charmanteste Lächeln des Geldes“ – sammelte die ersten Spenden der anwesenden Vertreter des Landes, der Stadt, der Förderer und der anwesenden Journalisten ein, die sich am 10. Juli 2007 auf der Westempore der Läutkirche zu St. Pauli trafen.

Gleich nach der großzügigen Gabe des Herrn Landtagspräsidenten Gunter Fritsch überreichte der Landbote als zweiter Spender € 10,- an die bezaubernde Vertreterin der Finanzwelt. Das ist nicht viel – gemessen am Gesamtbedarf – zugegeben. Der Landbote ist kein reiches Blatt, da er nicht für den Verdienst arbeitet. Doch gerade diese bescheidenen Verhältnisse lassen ihn für die Stadt durchaus repräsentativ erscheinen. Wenn aber nur 2.200 Bürger Brandenburgs denselben Obolus leisten, dann ist das Werk vollbracht. Wenn ein Drittel der Stadtbevölkerung nur einen Euro gibt, haben wir das Ziel erreicht. Wenn jeder Brandenburger dreißig Cent spendet... Dreißig Cent!

Wir werden keine Tafel im Paulikloster bekommen. Niemand wird uns gestatten, unsere Spendernamen in die Ziegel der Kirchenwand zu ritzen. Aber ist das wichtig? Sehen Sie sich Gedenksteine an: Wissen Sie, welche Biographien sich hinter den Namen verbergen? Selten, ganz selten. Es sind nur die Namen, die da bleiben. Und die sind nach einer gewissen Zeit Schall und Rauch. Was aber wirklich besteht, ist die Tat, ist das Fenster, ist das in buntem Glas dokumentierte Bekenntnis unserer Liebe zu unserer Stadt! Es ist das Bekenntnis zu unseren Voreltern und ihren Leistungen. Es ist die ungebrochene Kontinuität urbanen Lebens, die uns danach streben lassen sollte, daß auch unsere Kinder sich einst mit Enthusiasmus und Eifer um die Dinge bemühen, die wir an sie weitergeben.

Wir werden „unser“ Fenster sehen. Und wir werden die staunenden Augen derer sehen, die es betrachten. Das zählt! Das allein. Und wir werden wissen, daß wir dazu beitragen. Es wird uns mit Stolz erfüllen – denn hier knüpft sich ein festes, untrennbares Band zwischen einem Bürger und seiner Gemeinde. Im Schatten der Mauern der traurigen Ruine von einst lernte Anfang der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein sechsjähriger Junge das Fahrradfahren auf einem 24er Mifa. Dieser kleine Velozipedit ist heute der Herausgeber des Preußischen Landboten. Er wird für dieses Bauwerk tun, was immer in seinen Kräften steht. Er wird für diese Stadt tun, was immer er kann. Wenn Sie das verstehen, dann bitten wir Sie um Ihre Hilfe. Unterstützen Sie uns, marschieren Sie an unserer Seite. Unterstützen sie unsere gemeinsame Sache mit einer Spende oder einer Idee. Geben wir einem geschundenen und gequälten Bauwerk unserer Stadt seine Schönheit, seine Ausstrahlung zurück. Machen wir uns, unsere Kinder und unsere

Gäste glücklich! Die Brandenburger Frau Oberbürgermeisterin ging mit generösem Beispiel voran. Wer Brandenburg liebt – der folge ihr!

Für Spenden nutzen Sie bitte folgende Kontoverbindung der Stadt Brandenburg an der Havel:

Mittelbrandenburgische Sparkasse in Potsdam

Konto-Nummer: 3 611 660 026

Bankleitzahl: 160 500 00

Verwendungszweck: Chorscheitelfenster St. Pauli 3650.1770.3000

Die Zusendung einer Spendenbescheinigung setzt die Angabe der vollständigen Spenderadresse voraus.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

Stadt Brandenburg an der Havel

Fachgruppe Denkmalschutz

Klosterstraße 14

14770 Brandenburg an der Havel

Tel.: 03381 - 58 63 31 Fax 03381 - 58 63 04

katrin.witte@stadt-brandenburg.de

externe Links

Pauliklosterkirche <http://www.paulikloster-kirche.de/>

Stadt Brandenburg an der Havel <http://www.stadt-brandenburg.de/>

Ostdeutsche Sparkassenstiftung
<http://www.ostdeutsche-sparkassenstiftung.de>

Wikipedia-Artikel über St. Pauli (Kloster)
aus der Hand des stellv. Chefred. Kotofej K. Bajun
<http://www.paulikloster-kirche.de/>

interne Links

St. Paulikloster und Temnitz in der Sonderausgabe „Verschwundene Schätze der Stadt Brandenburg“ (2003)
http://www.landbote.com/verschwundene_bauwerke_II/pauliklosterwinkel.html

Der Wiederaufbau von St. Pauli
http://www.landbote.com/buecher_volumen_2/st_pauli.html

Beethoven's Neunte in der Läutkirche zu St. Pauli
http://www.landbote.com/buecher_volumen_3/beethoven_neunte.html

Das Chorscheitelfenster zu St. Pauli (II. Teil)

K. K. Bajun

Es ist der Traum vieler Kinder: Hinten, in Großmutter's verwunschenem Garten müßte doch eigentlich ein Schatz vergraben sein... Für die Stadt Brandenburg an der Havel hat sich dieser Traum erfüllt. Bereits am 10. Juni 2007 berichtete der Preußische Landbote in seiner Rubrik „Kultur“ über die Rückführungsbemühungen bezüglich des Chorscheitelfensters von St. Pauli. Während der mörderischen Kampfhandlungen um die gequälte Domstadt wurde das Fenster von einigen verantwortungsbewußten

Menschen noch rechtzeitig ausgebaut und in Sicherheit gebracht. Mit christlicher Barmherzigkeit nahmen sich zunächst die Gemeinde zu St. Gotthardt und dreißig Jahre später die Nachbargemeinde zu St. Katharinen des Kunstwerkes an. 1975 in das Chorscheitelfenster zu St. Katharinen eingehängt, kam es seiner geringeren Größe und des vorgelagerten Altares wegen kaum zur Geltung.

Nicht die Stirne runzeln, wenn der letzte Satz denselben Wortlaut hat wie der gleichlautende Abschnitt im Wikipedia-Eintrag zum St. Paulikloster: Beide sind aus meiner Hand – ich kann es mir leisten, bei mir selbst zu nassauern. In jenem Wikipedia-Beitrag ist auch alles Wissenswerte über das Fenster und seine Bestimmung nachzulesen – wir wollen das nicht auseinanderziehen wie einen Kaugummi.

Am 18. Oktober 2007 beehrte Herr Privatdozent Dr. Frank Martin vom Corpus Vitrearum Medii Aevii zu Potsdam (für alle des Lateinischen Unkundigen: Gläserkörper des Mittelalters), accompanied von drei bezaubernden Studentinnen der Technischen Universität Berlin das Kloster, um den Brandenburgern den neuesten Sachstand zur Beforschung der mittelalterlichen Glasmalkunst am Beispiel des Brandenburger Chorscheitelfensters zu St. Pauli vorzutragen. Das Chorscheitelfenster bekam durch die fachkundigen Erklärungen beinahe ein neues Gesicht. Details, die sich dem Laien oftmals verschließen, wurden exponiert. Gebannt lauschte man über beinahe anderthalb Stunden den Ausführungen des Gelehrten und seines wissenschaftlichen Nachwuchses.

Beim Chorscheitelfenster handelt es sich wirklich und wahrhaftig um eine ostelbische Preciose, die im Märkischen den Vergleich mit ihresgleichen nicht zu scheuen braucht. In mittelalterlicher Tradition werden typologische Szenen des Alten und des Neuen Testaments gegenübergestellt, um die „Rechtsnachfolge“ des neuen Bundes der Christenheit mit Gott auf ein solides theologisches Fundament zu hieven. Gleichsam prophetisch sollten Stellenzitate des Alten Testaments auf Geschehnisse verweisen, die im Neuen Testament beschrieben werden. Da sucht beispielsweise Jona durch seinen Opfersprung in die Tiefe des Meeres den Sturm zu beruhigen, der die Menschen auf seinem Schiffe bedroht.

Drei Tage muß er im Bauche des Walfischs ausharren, bis die See ihn wieder freigibt. So opfert sich auch der Sohn Gottes, um den Fluch der Erbsünde von den Menschen zu nehmen. Drei Tage liegt er im Grabe, bis er auffahren darf zu seinem Vater im Himmel. Schroff aber kunstvoll inszenierten die Alten das Thema, eine bislang unbekannte Werkstatt restaurierte und ergänzte um 1850 herum fehlende oder verwitterte Fenstertafeln ebenfalls mit kundiger Hand, drückte ihr aber den idealisierenden, verweichlichten und etwas süßlichen Stil des 19. Jahrhunderts auf. Wir danken Herrn Dr. Martin für diese hervorragende verbale Vorlage, die wir besser nicht hätten formulieren können.

Was uns besonders freut, ist, daß die Gestalter der Präsentation auch bei uns Anleihen nahmen: Die Bildmontage, welche die Kirchenruine neben dem restaurierten Klosterkomplex zu St. Pauli aus der Richtung der Abstraße zeigt, stammt von Herrn Michael L. Hübner, der sie für den Preußischen Landboten angefertigt hatte und den Wiki-Commons zur allgemeinen Verwendung, unter anderem zum Gebrauch in der Online-Enzyklopädie Wikipedia zur Verfügung stellte. Daß nun auch eine so ausgewiesene Gesellschaft wie die Technische Universität Berlin und das CVMA die Montage in ihren Vortrag einflochten, gereicht uns zur Ehre und macht uns ein wenig stolz. Es beweist die alte Erkenntnis, daß viele Menschen, die sich auf unterschiedlichen Wegen einem gemeinsamen Ziele widmen, Großes zu stemmen in der Lage sind. Unsererseits begreifen wir diesen unseren geringen

und ungeplanten Beitrag als Ergänzung zu unseren finanziellen Spenden zugunsten der Rückführung des Fensters. Wir freuen uns ganz besonders auf den Tag, an dem wir das Fenster an seinem alten, angestammten Platze bewundern dürfen. Ein gehobener, heimgekehrter Schatz mehr in einer Stadt, der wahrlich genug geraubt und gestohlen wurde. Ein Grund zum Feiern, denn manchmal erfüllen sich Kinderträume an den unverhofftesten Orten.



Klosterruine (links) und restaurierter Klosterkomplex im Jahre 2007 (rechts)

Photographien und Montage: Michael L. Hübner, Preußischer Landbote

Ein Bonsai-Garten

– verzauberter Flecken in der Mark

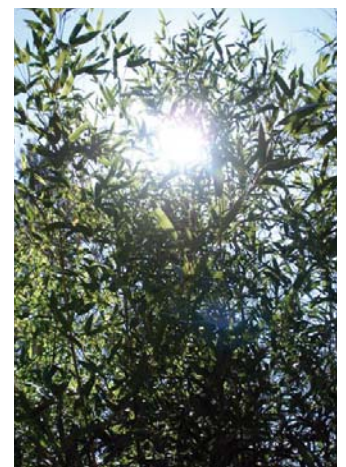
Gerad' durchs Herz hindurch

Mir dieser Bambus wächst

Am linden Frühlingsmorgen.

von M. Akinokawa

So oft der Landbote auch fluchen, wettern, von der Kanzel herabdonnern Smag in seinen Predigten gegen menschliche Dummheit, Bosheit und Unkultur – es gibt doch diesen Gegenpol! Es gibt dieses Grandiose, das Menschen zu schaffen in der Lage sind, es gibt diese Orte der unbedingten Schönheit – an denen sich Geist und Schaffenskraft, Stille und Herzenswärme treffen. Orte, nicht von Feen, sondern von Menschenhand erschaffen und trotzdem getragen von unendlichem Respekt vor den Kreaturen der Schöpfung. Immer dort, wo das Ringen der Kultur mit dem Unverstand, der Gier und dem Eigennutz am heftigsten tobte, brachte die Kultur ihre größten Leistungen auf den Weg. Das Abendland beweist dieses hinlänglich. Doch auch der ferne Osten, China und Japan blieben nicht verschont von diesen elementaren Kämpfen, waren zu keiner Zeit das Paradies, das Refugium der Glückseligen, als welches sie der vom Rokoko beseelte Okzident so gerne angesehen hätte. Menschen sind Menschen



Bambus



und bleiben Menschen! Doch auch dort, wo die Sonne den Tag beginnt, entwickelte sich aus Strömen von Blut und Orgien der Gewalt eine Hochkultur, die den primitiven Instinkten des Nackten Affen trotzte, ihnen gar Fesseln anzulegen trachtete. Der Zen-Buddhismus erschuf eine Geisteswelt, die den engen Rahmen alles Irdischen schlicht egalisierte.

Der Teekult, die Malerei, das Dichten, die Architektur – jeder Lebensbereich reflektierte mit großem Ernst und innerlicher Gelöstheit mit wenigen Bewegungen, Worten, Pinselstrichen, Elementen das Ganze, getragen von einem grenzenlosen Respekt vor der Schöpfung.

Der Garten Die Gartenbauer des Zen taten das Ihrige. Sie sahen sich im Gegensatz zu Ihren Kollegen aus dem Abendland nicht als Götter im Miniaturformat, als Mittelpunkt der Welt, die ebenso wie der Herr während der Schöpfung mit Zirkel und Richtschnur bewaffnet, der Natur ihre Vorstellungskraft und ihren Willen aufzuobtruieren trachteten.

Die chinesischen und japanischen Gärten formten mit linder Hand, beinahe unmerklich und doch so unglaublich bewegend. Die fernöstlichen Landschaften gingen nahtlos ineinander über – die von Menschenhand gestalteten in die natürlichen und umgekehrt. Sie kreierte nichts Künstliches, der Natur fremdes, sondern verstärkten lediglich den Eindruck des Vorhandenen.

Die Enge und die strikte Eingebundenheit des fernöstlichen Individuums in die Gesellschaft ließ für den Einzelnen nur einen Weg offen: nach innen, die eigene Seele, die eigenen vier Wände. Wollte man also ein Stück lebendige



Natur bei sich und um sich haben, wo das nötige Kleingeld für einen eigenen Garten oder gar einen Park fehlten, so mußte man miniaturisieren – der Bonsai war geboren. Die ältere, chinesische Form dieser Miniatur-Landschaftskunst war das Penjing – was so viel wie „Landschaft in einer Schale“ bedeutet.

Ein Baum verkörpert die lebendige Natur, ein feines Kiesbett wie im Ryo-An zu Kyoto das Wasser und der Mensch stellt sich, sein Kunstwerk vertretend, in der Schale dar. Diese drei Aspekte zusammengenommen ergeben die Harmonie des Ganzen, die untrennbare Verbundenheit, das Aufeinanderangewiesen-sein jedes der drei Einzelkomponenten auf die beiden anderen.

Diese Kunst dient nicht der bloßen Zierde. Sie dient der bewußten und stetigen Auseinandersetzung mit der Umwelt, der Umgebung, dem eigenen Ich und der Position dieses Ichs in der Gesamtheit der Welt. Wer das nicht versteht, sondern den Bonsai zu einem Zierelement degradiert, hat nichts begriffen. Der berühmte Affe mit der Krone auf dem Kopf...

Vielleicht ist es ihm auch darum zu tun, diese Erkenntnis neben dem Verkauf seiner Bonsai-Bäumchen zu vermitteln, dem Herrn Tilo Gragert zu Ferch bei Potsdam. Die Anlage seines japanischen Gartens läßt den begründeten Verdacht zumindest zu. Einem solchen Traum Gestalt zu geben – das



kann nur jemand, der das Wesen des Zen begriffen hat. Eine große Ruhe geht von Oshoo Gragert san aus, der, während Besucher durch seinen Garten wandeln, sich der Pflege dieses kleinen Paradieses widmet und mit freundlicher und ruhiger Art allen Fragen der Gäste zu Diensten ist.

Dieses Stückchen Land oberhalb des Schwielowsees ist eine Exklave der chinesisch-japanischen Hochkultur. Sie ist, obschon von Menschenhand geschaffen, ein Stück des Feenreiches – betörend, berauschend, die schönste und ungefährlichste Sucht vermittelnd: die Sucht nach der Ästhetik. Bambus, die Pflanze der Götter, die liebliche Kirsche, die in all ihrer Ungezähmtheit und Schlichtheit verzaubernde Kiefer, die Steine und das sie umkränzende Moos, inmitten des kleinen Teiches der Pavillon – das ist nicht von dieser Welt. Das hat die mit so unendlich vielen Reizen gesegnete Mark bis dato noch nicht gehabt.

Wer den Radau und primitives Gegröle meidet, wer ein Auge für die Schönheit der Stille, eine Nase für den Duft der Kirschblüte und ein Ohr für das Rascheln des Bambus im Frühlingswind hat, wer sich nicht satt sehen kann an den spitzen, roten Blättern des japanischen Ahorn – der

* Meister

sollte ihn besuchen, den Herrn Gragert, in seinem Bonsai-Garten zu Ferch in der Mark, über dem südwestlichen Ufer des Schwielowsees gelegen. Wir waren dort und bedanken uns mit einem vom Herzen kommenden Arigato gozaimas!

Adresse:

Japanischer Bonsaigarten
Herr Tilo Gragert
Fercher Str. 61
14548 Schwielowsee / OT Ferch

Internetpräsenz:

<http://www.bonsai-haus.de>
E-Mail: mail [at] bonsai-haus.de
Telefon: +49-33209-72161

Anfahrt:

Auto A10 südlicher Berliner Ring, Abfahrt Ferch, Ortsende Ferch (den grünen Schildern des touristischen Wegeleitsystems folgen);

B1 zwischen Blütenstadt Werder/Havel und Geltow/Potsdam Richtung Ferch abbiegen, OL Petzow durchfahren, Ortseingang Ferch

Bus
607 ab Potsdam Hauptbahnhof bis Endhaltestelle Ferch, 1 Minute Fußweg in Richtung Ortsgrenze

Öffnungszeiten:

April bis Oktober, dienstags bis sonntags sowie an ges. Feiertagen jeweils von 10 bis 18 Uhr

Finsterbusch-Trio in Brandenburg an der Havel

In der Reihe „Unerhörtes Brandenburg“ des Brandenburger Theaters

Kotofej K. Bajun

Wie sag ich's meinem Kinde? Ach, gehen wir einfach in medias res: Die Musiker waren superb, exzellent, phantastisch. Und als sie den Meister, den Johann Sebastian Bach spielten, da war's als würde die Sonne an diesem Abend noch einmal aufgehen. Violine, Viola und Violoncello, wie die Herren Finsterbusch, Starke und Bachmann ihre Bögen über die Streichinstrumente führten, welche Töne sie denselben entlocken – das ist Genuß pur.

Aber nach dem Meister folgten andere Komponisten, zeitgenössische. Sie runzeln die Stirne? Wir auch... Ach, was treibt nur diese 12-Ton-Athleten, diese eingeschworenen Disharmoniker, diese Söhne Strawinskis dazu, so misophone Klänge zu Papier zu bringen? Und was treibt so exquisite Musici wie die Herren des Finsterbusch-Trios dazu, diese zeitgenössische Kammermusik umzusetzen?

Über Geschmack kann und darf man nicht streiten und Preußen ist und bleibt das Heimatland der Toleranz. Diese Stücke aber, aus den Händen der Herren Krenek, Klein und Beyer, stellen das Vivaldi-verwöhnte Ohr fürwahr auf eine harte Probe. Ist es nicht mehr schick, a la mode, harmonische Töne in die Notenzeilen einzutragen? Ist auf diesem Gebiete schon alles gesagt, geschrieben, gespielt? Muß man surrealistische Klänge erzeugen, wenn

man sich zu einem Jahrhundert wie dem Zwanzigsten bekennen will? Jean-Michel Jarre hat doch auch etwas ganz Neues hervorgebracht – und das war wunderbar. Also es geht doch. Die Group des Recherches Musical aus Frankreich, der Jarre angehörte, beschritt völlig neue Wege – und die blieben dem Ohr und dem Empfinden angenehm. Zugegeben, es handelt sich bei Monsieur Jarres sphärischen Impressionen um keine Kammermusik.

Doch sind wir unserer laienhaften Überzeugung nach des Glaubens, daß auch moderne Kammermusik nicht gleichsam genötigt ist, die Seele zu vergewaltigen, einer Marter zu unterziehen.

Bei all dem soll mit keiner Silbe an der Kunst der Herren Musici gezweifelt werden. Wir halten das Vermögen, derart abstrakte Klänge darzustellen, sogar noch für weitaus umfassender, als die Wiedergabe einer Suite des Meisters, Beethovens oder Mozarts.

Es muß geradezu virtuose Kunst sein, die den Bogen auf die Abwege der disharmonischen Klänge und Tempi zwingt. Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter: wer als Pianoforte-Eleve die Mondscheinsonate so recht nach Gefallen zum Klingen bringt, wird derhalben noch lange nicht befähigt sein, Herrn Krenek oder Herrn Klein zu interpretieren.

Schloß man die Augen, um die Musik, wie es doch sein soll, Bilder in sich malen zu lassen, so sahen wir nur die vom Entsetzen getriebenen Pinselstriche des Giganten Hieronymus Bosch und seiner Version einer brennenden und ins Chaos gefallenen Landschaft.

Zum Beschluß gaben die drei Herren Sibelius. Wissen Sie, was das bedeutet, wenn man Jean Sibelius herbeisehnt wie den Messias? Natürlich müssen wir achtgeben, daß wir uns jeder Vermessenheit entschlagen. Unsere Ohren sind nicht die Ohren der Welt. Andere mögen diese moderne Musik als angenehm und des Hörens für würdig befinden. Darüber haben wir nicht zu richten!

Dennoch, wir stellen uns vor, eine Katzendame, eine unbestechliche Jurorin also in Sachen Musik und Harmonie, wäre unter den Dutzend Zuhörern gewesen. Hätte sie, wie bei der Sonate des Meisters wohligh die Augen zu einem Spalt geschlossen und vor sich hin geschnurrt? Hätte sie? Oder wäre sie bei den wirren, kaskadierenden und durcheinanderpurzelnden Tönen erschrocken gerannt, was ihre vier Beine hergegeben hätten?

Letzteres erscheint uns wahrscheinlicher. Nein, ihr Schönbergs, Kreneks, Kleins und Beyers, ihr Hindemiths und Strawinskis, nein und abermals nein!

Wir wollen zu denen zurück, die Ohr und Seele wohlthaten, den Bachs, und Vivaldis, den Schützens und Monteverdis, den Bruckners und Mussorgskijs, den Tschaikowskis und meinethalben den Brahmsens. Aber das danach – das kann Aoide, die Muse der Musik und des Gesanges, nicht gewollt haben.

Vor den Herren Finsterbusch, Starke und Bachmann aber wollen wir dankbar den Zylinder ziehen, und uns bedanken für die Vorführung ihrer Kunstfertigkeit, ihre freundliche und bescheidene Präsenz, mit der sie uns ungeachtet der „schiefen“ Töne in der Mitte ihres Repertoires eine gute Erinnerung hinterließen.

Wenn diese Herren zur Musik laden, dann wollen wir gerne wiederkommen. Und nehmen sogar die modernen Ambitionen der Herrn Musici in Kauf, nur um ihre schöne Art, Musik zu machen, bewundern zu können. Das sei sicher!

Gruß aus dem Elysium

historische Ansichtskarten aus Brandenburg/Havel

von Herrn Wolhard Gerlach

K. K. Bajun

Können Sie Brandenburg an der Havel? Die Stadt im Land? Sie wohnen dort? Noch mal die Frage: Können Sie Brandenburg? Wirklich? Na, wo ist Grave's Berg? Wissen Sie nicht? Und der Schwarze Adler? Das Kriegerdenkmal auf dem Marienberg? Das Elysium?

Jetzt wird's knirsch, was? Klar, wenn man Sie nach der Hauptstraße fragte, nach dem AlDente oder dem C&A... Aber das gibt's doch in jeder größeren Stadt. Das ist doch nicht Brandenburg pur, merry old Brandenburg, die unverwechselbare Heimatstadt.

Wem Havelwasser durch die Adern fließt, der muß das wissen. Dabei helfen könnte ihm ein kleines Büchlein, jüngst im Verlag Berlin-Brandenburg erschienen. Es zeigt historische Ansichtskarten aus Brandenburg – und jetzt merken Sie auf(!) – /Havel!

Brandenburg/ Havel, das ist eine der traditionellen Schreibweisen, die nunmehr durch das lange aber vereinheitlichte „Brandenburg an der Havel“ abgelöst wurden. Und als man es noch schreiben konnte wie man gerade lustig war, da wollte man sich – Telefax und eMail gab's noch nicht – auch noch mehr sagen und schrieb sich – Ansichtskarten.

Der Brandenburger Druckereibesitzer Herr Friedländer zog um die vorletzte Jahrhundertwende durch seine Stadt Brandenburg, deren achtbarer Bürger er ein Menschenleben lang gewesen war und lichtete mit großem Geschick und Kennerblick repräsentative Ecken und Straßenzüge, Parks, Kasernen, Gasthäuser, Hotels, Fabriken und architektonische Kostbarkeiten ab, verfertigte mit noch größerem Geschick Postkarten aus seinen Photographien und schon konnte der Herrmann seiner Marie, der Herr Müller dem Herrn Schulze, der Bruder der Schwester, das junge Fräulein der Herzensfreundin schreiben, was des Mitteilens für würdig befunden wurde und gleichzeitig per aufgedrucktem Motiv anschaulich machen, in welcher schönen Ecke Deutschlands man gerade saß.

Egal ob da steht: „...sitzen gerade beim sechsten Bier und zweiten Hähnchen...“, „...komme morgen mit dem Zuge, der von Brandenburg um 12:00 Uhr abfährt...“, oder ob nur ein paar Grüße übermittelt wurden – die abgelihteten Gastronomien wird's gefreut haben, denn nicht wenige Adressaten werden beim Anblick der hübschen Karten gedacht haben: „Nobel, nobel! Also, wenn du mal nach Brandenburg kommst – da kehrst du auch ein!“

Irgendwann entdeckte der Herr Gerlach, jahrelanges aktives Mitglied im Brandenburger Arbeitskreis Stadtgeschichte, die Leidenschaft des Ansichtskartensammelns für sich. Dabei hatte er wohl ein besonderes Augenmerk auf Motive seiner Heimatstadt gelegt.

Und wie's das Leben so manchmal will – da trifft man sich, plaudert, kommt ins Gespräch, „...ich hätte da noch...“, „...wä'r'n Sie interessiert?...“, „...na klar doch! Woll'n wa nich mal zusammen so'n kleenet Büchelchen...?“

Und siehe, mit Liebe zur Sache, Engagement und großem Fleiß wird dann auch was draus. Obwohl der Tod Herrn Gerlach daran verhinderte, „dat Büchelchen“ noch selbst in Händen zu halten, Frau Dr. Irene Diekmann

vom Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum, Frau Anke Richter, die Herrin über das Brandenburger Stadtarchiv und die Familie Herr Gerlachs nahmen sich der Sache an und bereicherten den Buchmarkt mit einem kleinen Edelstein, der das Herz eines in die alte Dreistadt Verliebten höher schlagen läßt.

Dieses Büchlein gedenkt des alten, unzerstörten, des lebenslustigen Brandenburg, in dem noch kein Fernsehapparat, kein Computerspiel die Leute davon abhalten konnte, ihr Vergnügen in feinen Tanzlokalen oder lauschigen Kintopps zu suchen.

Das Neustädtische Rathaus steht noch; in der Hauptstraße, oben auf dem Paradeplatz liegen noch nicht einmal die Gleise für die Pferdebahn und piekfeine Kavaliere schwenken ihre entzückenden Damen durch Oscar Lehmann's Festsäle zum Münchener Hof (nota bene: Brandenburg a/H.). Jottchen – und wenn Sie denn noch 'n bißken (alt-)deutsch lesen können,

Sie wissen doch, Omas Sütterlin, denn wird die Sache richtig spannend. Da wird dem lieben Otto unter dem Datum des 5. November 1910 mitgeteilt, das sein Paulineken am Sonntag nach Rixdorf fährt.

Wohin bitte? Nach Berlin-Neukölln, Menschenskind. Hieß doch damals noch so. ...in Rixdorf is Musike...Und lieben Gruß auch von Mutter und Lieschen...!

Otto, Pauline, Mutter und Lieschen deckt nun schon so lange der Sand. Ausgelöscht ihre Namen, vergessen ihre Biographien. Der kurze Augenblick aber, in dem Paulineken mit dem Bleistift eine hübsche Postkarte aus dem alten Brandenburg a. d. Havel schrieb, der bleibt. Der ist wie festgefroren in der Zeit, in der Ewigkeit.

Und daß wir an diesen fünf Minuten an Paulinchens Leben teilhaben dürfen, an ihren Gedanken an Otto... daß diese Karte nicht dem Anblick eines einzelnen leidenschaftlichen Sammlers mehr vorbehalten bleibt, dieses herzerwärmende Vergnügen hat uns der kleine Büchelchen beschert, 72 Seiten Freude – wir empfehlen es allen unseren Lesern, die darum wissen, wie sehr der Preußische Landbote seiner Heimatstadt Brandenburg an der Havel verfallen ist.

Danke, lieber Herausgeber, danke lieber J. Friedländer, Brandenburg a/H., Spezialität für Extra-Anfertigung von Postkarten mit Ansicht – danke für eine liebevolle Hommage an einer wunderbaren Stadt.

„Gruss aus dem Elysium...“

Historische Ansichtskarten aus Brandenburg/Havel

Wolhard Gerlach

Verlag für Berlin-Brandenburg

1. Auflage 2007

ISBN 978-3-86650-210-9

€ 19,80

Der Preußische Landbote
Gazette für Politik, Wirtschaft und Kultur
Unabhängiges Zentralorgan im Kampf gegen die Mikrobe der Menschlichen Dummheit
ercheint B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
seit 2003
Willi-Sänger-Straße 52
D-14770 Brandenburg an der Havel
ISSN 16138910
gelistet an der Deutschen Nationalbibliothek und
der Universitätsbibliothek der Justus-Liebig-Universität Gießen

Hamlet

Eine Aufführung der Schauspieltruppe
„Das Poetenpack“
im Rahmen des Sommertheaters Paulikloster Brandenburg an
der Havel

Michael L. Hübner

Königlicher Besuch in Brandenburg an der Havel ist selten. Das letzte Mal, daß uns ein gekröntes Haupt aus dem Norden beehrte, das war am 11. Dezember 1632. Da lag der tote Löwe aus Mitternacht, König Gustav Adolf von Schweden, aufgebahrt in der Hauptkirche der Neustadt, St. Katharinen. Deren Turm grüßt die paar Meter hinüber, nach dem Paulikloster, wo wir am Abend des 11. Oktober 2007 wiederum hohe Gäste bei uns begrüßen dürfen – der Dänische Hof ist angereist. Nun ja, nicht der aus Kopenhagen um Königin Margarete herum, sondern der aus Helsingör, der Hof um den Dänenprinzen Hamlet. Shakespeare hat die unsterblichen Verse geschrieben, oder ihnen zumindest den Namen geliehen – egal – Hamlet ist Weltliteratur, ist Weltbühnenkunst. Oft habe ich dieser Tragödie zugeschaut, eine englische Schauspieltruppe gab ihn einst in der Kathedrale von Hereford; die Verfilmungen von Franco Zeffirelli und Kenneth Branagh waren fulminant. Die Aufführung aber, welcher das Schiff der Läutkirche des ehemaligen Brandenburger Dominikanerklosters Dach und Heimstatt bot, machte – sprachlos. Ganz große Schauspielkunst, ganz großes Theater... Begeisterung, ringe um Worte! Eine Schauspieltruppe, kein festes Ensemble – nennt sich „Das Poetenpack“ – kam zusammen für den Hamlet und sie spielten, spielten, spielten – wessen Auge trocken blieb, der hat kein Herz und keinen Sinn für hohe Kunst.

Einen solchen Prinzen von Dänemark wie Herrn Tilmar Kuhn vermutet man wohl auf den großen Bühnen dieser Welt – aber er kam zu uns. Er zeigte uns ein Minenspiel, eine Gestik, eine Hingabe an die Rolle, die uns des Atems beraubte. Welch eine souveräne Beherrschung dieser unendlich schwierigen Rolle! Alles, aber auch alles, was der Mann aus Stratford an



Hamlet und König Claudius (Ralf Bockholdt)



Herr Tilmar Kuhn (Hamlet)
und Frau Paula Wehmeyer (Ophelia)

Wissen und Hintergrund über die menschliche Seele an den tragischen Königssohn geheftet hat, trat heraus aus dieser Darstellung. Lieber Herr Kuhn, wenn unser geistiger Vater Tucholsky vor Pallenberg in die Knie ging, wir tun's vor Ihnen. Doch sind wir schon in medias res, zu voreilig, zu rasch sicherlich. Sparsam aber effektiv präsentierte sich die Kulisse. Die Kostümierung war eine Reminiszenz wohl an die Zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Das machte neugierig. Es zwang die Sinne der Handlung zuzuwenden.



Hamlet und Königin Gertrud (Iduna Hegen)

Die ersten Worte gesprochen, schon war klar, daß hier eine Truppe von Spitzenkönnern auftrat. Erste Garnitur. Der schlangenhafte König Claudius (Ralf Bockholdt) und Königin Gertrud (Iduna Hegen); eine herrlich trotteltiger und intriganter Polonius (Stephan Maria Fischer) und dessen mannhafter Sohn Laertes (Andreas Hueck), die(!) kleine Horatio (Anja Reißmer), die beiden wirklich tragikomischen Rosenkranz (Stefan Peetz) und Gündelstern (wiederum Andreas Hueck) – eine grandiose Besetzung. Welche Inbrunst, wie haben sie sich in perfektem Ausdruck und Gestus gefangen nehmen lassen von ihrer Botschaft! Warum ich Ophelien noch nicht erwähnte? Weil... weil... gütiger Gott, weil das Herze brannte, wenn sie die Bühne betrat! Paula Wehmeyer gab der Liebe Hamlets – und nun wohl auch der meinigen – Gestalt und Zunge. Und wohin sie ihre Schritte setzte, da wurde es warm im Raum. Wer kann so den Wahnsinn des in der Seele zerrütteten Mädchens spielen? Wer kann so kokett einher hüpfen, Unschuld und Übermut, Traum und Untergang. Anbetungswürdig – fürwahr! Bravo, Bravissimo! Ein wenig ging uns Yorick verloren. Die berühmte Schädelszene ein wenig zu blaß; doch tausendmal ausgeglichen, durch die Erscheinung des väterlichen Geistes, ganz Stimme, nur Chor, körperlos, unsichtbar.



Der Auftritt der Vaganten am königlich-dänischen Hofe schlug die Brücke zu den Amphitheatern der Antike. Eine kleine, überschaubare Truppe gibt solch ein Drama voll elementarer Wucht. Das fordert Doppel- ja Drei- und Vierfachbesetzungen. Hier wird die Meisterschaft der Schauspielkunst eingefordert – hier wird sie geboten. Es ist wohl Tradition, daß die Schauspieler sich am Ende des Stückes vor ihrem Publikum verneigen. Hier aber hätte es anders herum sein müssen. Würde das Fernsehen die Seelen der Menschen nicht so verbeulen, sie hätten wohl erfaßt, was ihnen an jenem Abend begegnete. Sie hätten sich ihrerseits erhoben, sie hätten sich tief, sehr

tief vor der kleinen, Großen Truppe verbeugt. Sie hätte sich verneigt vor dem Einmannorchester Simon Anke und seinem winzigen Schifferklavier, seiner Flöte und seinem Schlagholz und vor allem vor seinem wunderbaren unter die Haut gehenden Baß. Der Preußische Landbote steht auf.

Der Preußische Landbote verbeugt sich, den Dreispitz tief gezogen. Wir danken für und verbeugen uns vor echter Theaterkunst und den Eleven der Muse Melpomene, die im Paulikloster zu Brandenburg viel Ehre einlegten für ihre attische Schutzgöttin. Und, liebe Frau Wehmeyer: nicht alles Klopfen und Trommeln war den Händen Herrn Ankes geschuldet. Das ungestüme, rasche, das an wildes Pochen mahnende – das muß wohl aus meiner Brust entflohen sein – jedesmal, wenn Sie die Bühne betraten.

Das Poetenpack <http://www.poetenpack.net>

Harry Potter – der Orden des Phoenix

Hamlet und Königin Gertrud (Iduna Hegen)
alle Bilder: Preußischer Landbote

Der Film

K. K. Bajun

Ach Harry, Deine literarische Mutter, Mrs. Joanne K. Rowling, meint es nicht gut mit Dir. Was der Bengel im neuesten Harry-Potter-Film auszustehen hat, ist ja die Hölle pur. Und recht eigentlich ist es nur ein in die Welt des Magischen projiziertes Abbild der Realität. Wenn man von den wundersamen Kreaturen absieht, die Frau Rowling erfindet oder alten Mythen entlehnt, so kommt einem die dargestellte Dynamik des Zwischenmenschlichen doch in vielen Situationen sehr bekannt vor. Alles mit einem leicht englischen Akzent – zugegeben – dennoch auch für Kontinentaleuropäer gut verständlich.

Nun, es hat den Anschein, als würde Harry Potter die geschätzten \$ 1. Mrd. Vermögen mit Blut, Schweiß und Tränen für seine Herrin und Meisterin Rowling sauer verdienen.

Die Frau hat Phantasie, das muß einmal gesagt werden. Ein solch komplexes Universum über viele Bände hinweg in sich logisch und schlüssig nicht nur aufzubauen, sondern auch stringent zu halten, das ist eine hochachtbare Leistung. Kann nicht jeder. Und dabei auch noch so zielsicher den Nerv der Zeit treffen und das Interesse über Jahre hinweg am Köcheln halten – das ist schon meisterlich!

Noch immer sehen wir zwar keine Konkurrenz zum „Herrn der Ringe“ von Mr. Tolkien; das Oeuvre der Frau Rowling aber ist beim besten Willen nicht mehr zu ignorieren.

Wir sahen die jüngste filmische Umsetzung der Potter-Episoden, den „Orden des Phoenix“ – in dem wahrhaft bezaubernd gelegenen Haveltor-Kino zu Rathenow. Eines vorweg: Bei der Produktion des Kino-Films wurde nicht gekleckert – da wurde geklotzt. Wir haben wenig Ahnung von der Erstellung eines Films und den zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln: Daß hier aber wirklich alle Register gezogen wurden, das ist unbestreitbar. Atemberaubende Landschaften, großartige Kulissen, Unmengen an Statisten und eine effektvolle Dramaturgie, die selbst noch das kleinste Detail, wie beispielsweise einen Gesichtsausdruck oder eine Handbewegung nicht

dem Zufall überläßt, werden zu einem cineastischen Gesamtkunstwerk verwoben, welches auf die Hauptzielgruppe der Potter-Geschichten, die Kinder und Halbwüchsigen sicher den allergrößten Eindruck macht.

Was uns am Gruseln verhinderte war einzig die abnorme Popcornschmatzerei, das Cola-Geschlürfe hinter, vor und neben uns, diese elenden Unsitten, die von den veflegelten, der Egomane und Rücksichtslosigkeit huldigenden, kulturlosen U.S.A. aus die gesamte Kino-Welt infizierten.

Daß sich am Ende des Films bei dem sich wieder einmal in Qualen windenden Protagonisten Schluchzen aus dem Zuschauerraum vernehmen ließ, von dem sicher das ein oder andere sogar echt gewesen sein mag, ist einem – auch in psychologischem Sinne gesehen – sehr gekonnten Aufbau der Handlung geschuldet. Hut ab! Mit ihren Geschichten und deren Verfilmung hat sich Frau Rowling mit Sicherheit einen vorderen Platz in der ernstzunehmenden englischen Gegenwartsliteratur gesichert. Die entsprechenden Verfilmungen lassen sich durchaus als adäquat bezeichnen.

Sie sind in jedem Falle dem hirnlosen, das ewig gleiche Sujet beackernden Genre der amerikanischen Ballerfilme vorzuziehen und daß Frau Rowling einst auf Distanz zu Hollywood ging, ist ihr nicht hoch genug anzurechnen.

So bleibt den unser Fazit diesen Film als empfehlenswert für die ganze Familie zu deklarieren. Uns jedenfalls schien der Besuch im Rathenower Haveltor-Kino eine gut angelegte Zeit gewesen zu sein, zumal wir mit besonderer Freude unseren Lesern dieses Lichtspieltheater ans Herz legen wollen. Im Großraum Brandenburg ist es uns bei Weitem das Angenehmste: Leicht und unkompliziert zu erreichen, Parkplätze vorhanden und – eine überaus freundliche Bedienung. Ein kleines, feines Haus eben.

Havelwasser

Ein Kriminalroman von Herrn Jean Wiersch

K. K. Bajun

Mankell hat es uns vorgemacht: Selbst das kleinste Nest gibt doch noch eine wunderbare Kulisse für einen ordentlichen Krimi. Es muß also nicht immer eine der Metropolen dieser Welt sein; das Verbrechen macht auch vor der Provinz nicht halt.

Das mag ja alles gut und schön sein, wenn Detektive mit klingendem Namen ihre Klientel rings um den Eiffelturm, durch die Londoner Tube oder just in die Arme der Kopenhagener Seejungfrau jagten – dennoch: Zuhause bleibt nun mal Zuhause!

Der Landbote ist in der alten Dreistadt Brandenburg an der Havel zuhause und so haben wir den Erstling eines in der Heimat lebenden und arbeitenden Polizisten mit großer Neugier gelesen. Und – Donner und Doria! Der Mann hat nicht enttäuscht! Alle Wetter! Es wäre Unfug, wollte man Wallander und Langustier, oder gar den Crako des Herrn Kirchschrager als Vergleichsmaßstäbe heranzitieren. Das ginge gar nicht, weil der Herr Wiersch da etwas Neues schuf. Der Roman ist nicht bestimmt von der behäbigen Melancholie der schwedischen Südküste, nicht von dem kapriziösen Esprit des preußischen Rokoko und nicht von der ausufernden Grausamkeit inmitten der spätbarocken ostpreußischen Wälder. Dennoch – er hat so von allem ein bißchen, von dem einen mehr von dem anderen, zum Beispiel von der humorigen Seite, etwas weniger – aber das, was wir da an des

Buches Ende angekommen zuklappten, das war eine grundsolide, spannende und hervorragend lesbare Melange. Worum geht es? Herr Wiersch hilft der altehrwürdigen Chur- und Hauptstadt der Mark einen halbitalienischen Hauptkommissar über. Der Gedanke ist schon mal so abwegig nicht. Ist doch das übriggebliebene Brandenburger Stahlwerk ebensolche Natur – und eine gute Pizza kann man in der Stadt auch bekommen. Vor allem aber hält sich hartnäckig das Gerücht, Brandenburg an der Havel besäße mehr Brücken als die Lagunenstadt Vivaldis. Die wird sie auch brauchen, denn geradewegs unter der wichtigsten, bekanntesten, der uralten Jahrtausendbrücke, die seit jeher die Alt- mit der Neustadt Brandenburg, das Havelland mit der Zauche verbindet, läßt Herr Wiersch seinen ersten Toten an Land treiben. Wenn Sie, verehrter Leser den Einband des Buches vor sich liegen haben, dann sehen Sie direkt auf den Ort des grausigen Fundes. Da haben wir auch einen Punkt, über den wir des Lobes voll sind: Sehr gut gelungen ist die Gestaltung des € 12,- teuren Buches. Die Szenerie bei Nacht, still ruht die Havel in ihrem Bett. Das Verbrechen ist lichtscheu und der Tote – ruht wahrscheinlich auch.

Nun kann's ja endlich losgehen: Also – der Kommissar Manzetti bildet bei seinen Untersuchungen ein spannungsgeladenes Zweigespann mit einem versoffenen Gerichtsmediziner namens Bremer. Der private Gegenpol zu diesem dienstlichen Minenfeld, in das Herr Wiersch noch einen karrieresüchtigen und damit allen unangenehmen Ermittlungen abholden Polizeipräsidenten einbaut, ist Manzettis heile Familie, die Herr Wiersch mit Kind und Kegel in oder in die Nähe der ehemaligen Brennabor-Werke hinter dem südlichen Ende der Neustadt einquartiert. Bei der Zeichnung dieser Konstellation und ihrer figürlichen Eckpunkte tunkte Herr Wiersch den Pinsel ganz schön reichlich in den Klischee-Eimer – aber was soll's! Man kommt auf seine Kosten. Bloß nicht zu kompliziert geschrieben, zu facettenreich, zu viel Dialektik an Bord holen – das verunsichert vor allem den Brandenburger Leser – der Autor kennt seine Pappenhimer.

Wir indes sind überzeugt, daß uns Herr Wiersch bei seinem nächsten Werke schon etwas parkettsicherer begegnen wird. Das Talent hat er zweifelsohne. Wir freuen uns schon auf die leisen Zwischentöne und das Mehr an literarischen Scheinwerfern, welche der geistige Vater Signore Manzettis um seine Protagonisten postieren wird. Da fischt man nun den Toten aus der Havel, einen zweiten kurze Zeit später aus dem nahen Beetzsee, beiden wurde übel mitgespielt. Hinweise auf eine regelrechte Hinrichtung mit vorheriger Folterung der Opfer verdichten die Vermutungen, die Verbrechen gingen in diesen Fällen über das gewöhnliche Maß hinaus. Da steckt Methode dahinter!

Ein gleiches kann man auch getrost vom Aufbau des Krimis sagen. An keiner Stelle überkommt einen das Gähnen, man ist versucht, ganz wie bei den Preußenkrimis, das Buch in einem Ruck durchzulesen. Die Kirchturmuh schlägt Mitternacht – egal. Die Ehefrau keift im Halbschlaf ob der brennenden Taschenlampe – völlig wurscht. Morgen früh raus aus den Federn? Wen interessiert's? Das ist es, was einen guten Krimi ausmacht – herzlichen Glückwunsch, Herr Wiersch – meine Schlafringe um die Augen herum und der Ehekrach ob des nächtlichen Lesens sind Ihr Orden für hervorragendes Schreiben! Ein paar Haken nach klassischem Muster baut er auch noch ein, der Jungautor. Man kommt ab von der sicher geglaubten Fährte – mehr wird nicht verraten. Was beeindruckt ist die warmherzige, von echtem und gelebtem Mitgefühl bezeichnete Schilderung von Brandenburger Stadtpennern, den Marginalisierten, den Chancenlosen. Es gibt nicht viele Sujets, die sich dieser Vergessenen annehmen – und dann auch noch so ehrlich, ungeschminkt und trotzdem nicht verletzend. Sehr gut ausgearbeitet, fürwahr, und mit dem Herzen geschrieben... Nu mal zu unserem inneren Stadtplan, den wir beim Lesen immer mal wieder

bemühen mußten. Es macht Spaß mit Maestro Manzetti in die Straßenbahn zu steigen. Wir sehen dort nämlich haargenau dieselben Archetypen, die der Commissario registriert. Es macht Freude ihm durch die Straßen zu folgen, die wir Häuserzeile um Fassade in- wie auswendig kennen. Manchmal schummelt er ein bißchen, der Herr Wiersch und läßt seinen Detektiv wunderliche Sprünge vollführen – so als er ihn von der Hauptstraße mal eben wieder zum Slawendorf neben der Krüger-Villa huschen läßt – aber das ist nebensächlich und außerdem die Freiheit des Schriftstellers.

Ein bißchen verdutzt hat uns auch die auffällige Nennung eines Automobils, einer Buchhandlung und eines indischen Restaurants in der alten Reichstein-Villa an der St. Annenbrücke. Nun gut. Die so geehrten Herrschaften wird's freuen. Vor allem der Schachzug mit dem Buchladen war nicht von schlechten Eltern. Die stehen ja jetzt nachgerade in der Pflicht, nicht wahr...

Aber auch das ist eher ein Grund sich zu freuen, denn diesem Krimi sei aller erdenklicher Erfolg gewünscht. Denn er ist einfach nur gut und Balsam auf der Seele des patriotischen Havelstädters, welcher nicht nur umgeben ist von den Wassern der Havel, sondern auch quälend von gesamtdeutscher und bundesweiter Ignoranz.

Ob wir dem Herrn Wiersch denselben dauerhaften Erfolg mit vielen weiteren Werken wünschen sollen, ist uns noch nicht ganz klar: Am Ende zieht er die Uniform aus und konzentriert sich ganz auf's Schreiben. Wir sähen den Krimis eines wirklich talentierten Autors zwar gerne und mit Hochspannung entgegen – das wäre nicht das Problem. Aber – Brandenburg mag einige gute Schreiber haben, dagegen viel zu wenige Polizisten.

Und wenn der Herr Wiersch als Polizist so gut ist wie als Krimi-Debütant, dann wäre das für die märkischen Gauner ein größeres Vergnügen, ihn als Bedrohung zu verlieren als für uns ihn als künftigen Stern am Brandenburger Krimihimmel zu gewinnen. Trotzdem: Es hat Spaß gemacht das Buch zu lesen, es hat Spaß gemacht darüber zu berichten und deshalb – dem Autor und dem Buche – viele, viele zufriedene Leser!

Jean Wiersch
Havelwasser
Brandenburg Krimi
Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
1. Auflage 2007
ISBN 978-3-935263-45-0
€ 12,-

Hier kommt zusammen...

K. K. Bajun

Beide haben einen Eintrag in der Online-Enzyklopädie Wikipedia. Das bedeutet, Angelika Mann und Frank Golischewski sind schon wer. Und wer sie sind, das interessierte den Landboten denn doch, als das exzellente Duo am 2007er Tag der deutschen Einheit an der Brandenburger Studiobühne gastierte. Unser Eindruck: Janz großartig! Menschenskinder – det ist doch mal watt! Etwa 110 Besucher füllten den Saal bis auf ganz wenige verbliebene Plätze. Man soll ja nicht vergleichen, aber 'n bißken was hatte Frau Mann von Helga Hahnemann. So 'ne richt'je Berliner Pflanze, so'n kleenet, quirliges Energiebündel, kokett, ironisch – die vorgetragene Selbstironie kam authentisch und unaufdringlich einher. Vadder Zillen hätte es jefreut und Papa Tucholsky erst... Wie se konnt die Berliner

Schnauze aufreißen, nicht einen Ton verloren, Timbre darin und Herz und vor allem...Verstand! Da hatte sie in dem Bottroper Frank Golischewski den richtigen Partner. Daß die beiden ein deutsches Ost-West-Künstlerpärchen sind, begriffen wir bestenfalls als angenehme Nebensache. Das harmonierte miteinander, als hätte es nie eine Demarkationslinie gegeben. Ein kluger Kopf, der Mann Frank Golischewski – und so souverän auf dem Klavier. Das ging so leicht und spielerisch lang hin... Die physische Einheit von Mann und Pferd nannte die Alten Zentauren. Aber wie nennt man die beinahe untrennbare Kombination von Mann und Piano? Golischewski vielleicht?

Da plaudern sie, palavern und parlieren, trällern und tirillieren; das Publikum lacht sich Tränen in die Augen. Wie nur können die beiden Vortragenden da unten auf der Bühne nur selbst so trocken und nüchtern bleiben?

Das dünkt uns beinahe die höchste Kunst. Liesl Karlstadt, wie hast Du das gemacht, wenn Du mit dem Valentin Karl spieltest? Spielen, spielen... so verspielt Herr Golischewski mit seinen Fingern das Klavier zum Klingen bringt, so verspielt traktiert sein Geist die gewaltige Orgel der deutschen Sprache.

Da wird bei den Lied- und Chansontexten nicht gekalauert, da wird Meisterschaft bezeugt. Erhardt'scher Wortwitz funkelt durch die Verse und Frau Mann schmettert sie 'raus, aus voller Kehle und mit Schalk in den Augen.

Patzer, Hängenbleiber – hier offenbart sich das schauspielerische Talent. Hier stirbt der Mime auf der Bühne oder er feiert Triumphe. Frau Mann siegte! Das Publikum lachte, johlte, freute sich, wie sie die vorübergehend leeren Stellen füllte, mit Witz, mit Charme. Es war ja so sympathisch!

Flicht dir mal aus Hängern einen Lorbeerkrantz... Frau Mann hat's vorgemacht. Hier kommt „die Wucht in Tüten“, nicht wahr, Frau Mann? Ja – die kam, die Wucht, Jottchen, wann hat man schon mal Lachens halber Muskelkater im Gesichte! 6 mal Zwischenapplaus, dann haben wir aufgehört zu zählen.

Das Multitalent Golischewski mit der wundervoll polierten Billardkugel auf den Schultern und den warmen Augen, steht seiner Bühnenpartnerin um nichts nach. Da singt er ein Lied, näsel, als böte die beinahe Cyrano'sche Nase unzähligen Polypen Heim und Asyl. Da spielen die beiden ein älteres Ehepaar, dem das Fernsehgerät ausgefallen ist. Herr Krebs und Frau Richter, Herr von Bülow und Frau Hamann – muß man eigentlich künstlerische Anleihen von solcher Güte verzinsen?

An manchen Tagen ist der Beruf des Journalisten der schönste der Welt. Natürlich ist die Aussage vermessen. Können wir doch nicht wissen, ob die Bretter, welche die Welt bedeuten, nicht denen noch schöner sind, die sie so gekonnt zu bespielen vermögen wie diese beiden Künstler. Pfeifen, trampeln, klatschen – vier Zugaben – 4! – die letzte verwandelte das Schauspielhaus in einen sakralen Raum der Andacht: Frau Mann sang ein Gospel ihres Idols Janis Joplin.

Das nun ist der Unterschied zwischen dem Landboten und seinem Leitstern – der Jakobsohn'schen Weltbühne – einerseits, und den beiden singenden Damen andererseits: Während wir nur den Sextanten auf das Große, kleine Blättchen ausrichten können, geht Frau Mann den Gipfelsturm mit kühner Stimme an. Und legt Ehre für ihr Vorbild ein. Brandenburg – fühl Dir jeadelt. Denn zwei knorke, duftige, ganz hervorragende Vertreter der leichten Muse haben Dir jeküßt. Sowat haste nich alle Tage!

Jettchen Gebert

Märkische Leselust und Brandenburger Kulturfrühling am Brandenburger Theater

K. K. Bajun

Vor ein paar Tagen erst lud das Frühjahrs-Äquinoktium die liebevolle Jahreszeit an das Ufer der Brandenburger Grabenpromenade. In ihrem Gefolge trat eine Quadriga von exquisiten Künstlern im Großen Foyer des Brandenburger Theaters auf, die ein weiteres Mal dem sehr zu Unrecht in Vergessenheit geratenen „jüdischen Fontane“, Georg Hermann, ein zu Herzen gehendes Denkmal setzten. Brillante Herr Röhrig schon vor Jahresfrist mit dem Stück „Mein Nachbar Ameise“ des Autors, so wurde er nun begleitet von drei Kollegen der Schauspielzunft, deren Namen auf dem Spielplan allein schon den unbedingten Theaterbesuch erheischen: Da saß Frau Herzog am Klavier. Und wenn ihre Finger dem Instrument verträumte Töne entlocken, wenn unter den riesigen Panorama-Fenstern des Foyers ein paar Blätter auf dem Stadtgraben dahintreiben, umgaulend von den Strahlen der abendlichen Frühlingssonne – dann möchten wir mit Fausten sprechen: „Zum Augenblicke möchte ich sagen, verweile doch! Du bist so schön!“



Großes Foyer im Brandenburger Theater

von links nach rechts: Frau Rita Herzog, Herr Christian Klischat, Frau Jenny Weichert, Herr Hans-Jochen Röhrig

Frau Jenny Weichert wurde von Herrn Röhrig und Herrn Christian Klischat in die Mitte genommen. Die dreie waren grandios! Die Auszüge aus dem Roman um die jüdische Waise Jettchen Gebert, welcher ein Porträt des jüdischen, gehobenen Mittelstandes im Berlin um die Zeit des fin de siècle darstellt, gerieten zu einem Hörspiel der Extraklasse.

Frau Weichert, ich muß bei Ihnen beginnen: Ihre herrliche, angetiefte und mit einem leisen Hang zum Rauchigen behaftete Stimme, Ihr schelmisches Lächeln während des Vortrages, dieses an Lebendigkeit nicht mehr zu übertreffende einander Zusprielen der Textpassagen...haben Sie mal zu Silvester Blei gegossen? Nu, sehen Sie, so schmolz mein Herz dahin, just wie das Blei in der Pfanne, man ist ja so wehrlos! Man ist ja so ausgeliefert! Odysseus am Felsen der Sirenen...- das kann nicht im Mare Nostrum gewesen sein. Der listenreiche Bezwingler Trojas und seine Gefährten müssen mit dem Kiel das Wasser des Bodensees durchschneiden haben, in der Nähe von Tettang, denn von dort stammt sie, die Frau Weichert ... Nein, ich will kein Wachs für die Ohren! Nicht, wenn Sie, liebe Frau Weichert, auf dem Steine sitzend die Saiten Ihrer Stimme zum Klingen bringen. Was danach kommt – völlig egal!

Herr Klischat – also, wie Sie die alte Dame – Tante Mina war's? – gaben, die alte Dame, die ihr Dienstmädchen bei der morgendlichen Waschung in der Küche überraschte und dies wieder und wieder zum Besten gab mit einem Munde, den kein einziger Zahn mehr zu bewohnen schien – Herr Klischat: wie geht denn das? Gott, haben wir gelacht! Da verwandelt sich in Bruchteilen von Sekunden ein perfekter Charmeur in eine alte, aufgeregt brubblige Madame, kein Kostümwechsel, keine Garderobe, keine Schminke! Menschenskind, wenn das der Georg Hermann hätte erleben dürfen, wie Sie seinen Figuren Leben und Atem einhauchten.

Und unser geliebter Herr Röhrig setzte dem Ganzen das Sahnehäubchen auf! Dieser Mann singt aus dem Moment heraus, er deklamiert, er gibt die handelnden Personen mit dem ihm eigenen Feuer. Läßt sich einen alten, betuchten Juden über einen Fisch auslassen – da erhebt das Schemel im Foyer des Brandenburger Theaters. Herr Röhrig wählt die Texte aus, gestaltet das Spiel, geht in ihm auf. Nein, liebe Brandenburger, wenn diese Namen auf dem Spielplan stehen, sollte es für keinen kulturverliebten Menschen in der Chur- und Hauptstadt eine Alternative geben. Gar keine!

Da haben also diese vier wunderbaren Künstler die Werbetrommel gerührt für den Hermann'schen Erfolgsroman von vor hundert Jahren: „Jettchen Gebert“. Die Hermann-Bibliothek des Landboten ist noch dünne. Gerade mal der Grenadier Wordelmann hält einsam Wacht. Wir werden dem gebeutelten altpreußischen Soldaten nun das jüdische Fräulein Gebert zur Gesellschaft geben müssen. So liebevoll eingeführt würde es sich schlichtweg nicht gehören, ihr noch fernerhin den Zutritt zu wehren. Und während wir lesen, werden die Augenblicke in uns wieder auftauchen, emporsteigen, verweilen, von denen wir sagen: Sie waren so schön! Danke, meine Damen und Herren Schauspieler und Musici! Danke für Ihre Kunst! Danke für einen herrlichen Frühlings-Sonntagnachmittag!

Julius-Riemer-Museum Wittenberg

K. K. Bajun

Wittenberg – das protestantische Rom des Nordens. Alles strömt zu Luthern, Melanchthon, Cranach. Man will die legendäre Schloßtüre sehen, die Thesen, die Thesen....

Überall an den Häusern der Altstadt verkünden emaillierte Tafeln, welche gewichtige Persönlichkeit der Stadt hier einst logierte, hauste, kommandierte - Zar Peter, König Karl XII., Marschall Ney, dieser und jener. Die Leucoraea, die einst berühmte Universität Wittebergs verkündet den Namen großer Männer, die hier lehrten und lernten.

Findet da ein kleines Museum noch Beachtung, welches in den südwestlichen Winkel des kurfürstlichen Schlosses hineingedrückt ist? Es sollte. Denn dieses Museum ist fürwahr etwas Besonderes. Es handelt sich um das Museum für Stadtgeschichte, Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“. Schon zu den Zeiten der verblichenen DDR bot dieses kleine aber feine Haus seinen Besuchern staunenswertes: Da war eine Japanausstellung zu sehen, Artefakte aus afrikanischen Kulturen, eine umfangreiche Sammlung einheimischer und exotischer Tierpräparate und, und, und.

Mit dem pädagogischen Anspruch eines guten Museums wurden die Exponate nicht einfach nur präsentiert, sondern didaktisch sehr gut aufbereitet in einen wissenschaftlich anschaulichen Kontext gestellt. Dieser glückliche Umstand ließ einen damals jungen Studenten der Medizin von

Berlin nach Wittenberg pilgern um dort beispielsweise etwas über das Wesen der Ontogenese zu erfahren, die ihm in Lehrbüchern nur unverständlich und abstrakt begegnete. Das kleine Museum aber bot hervorragende Plastiken.

Auf allen Ausstellungsebenen fällt eine liebe- und gestalterisch hingebungsvolle Hand auf, die aus dem vorhandenen Fundus etwas schuf, was einen Besuch bei jeder, aber auch wirklich jeder Wittenberg-Visite obligatorisch macht.

Wir gestehen, das Lutherhaus, das Cranach-Haus, all die anderen Sehenswürdigkeiten kamen für uns bis dato immer etwas zu kurz. Warum? Weil die ersten Schritte in dieses hervorragende Museum führen, das unter anderem die Ergebnisse des Forschungsreisenden Julius Riemer spannend in Szene setzt. All die Irrungen aber auch die großen Leistungen der frühen Expeditionen sind nachvollziehbar; die Überheblichkeit der europäischen Entdecker aber auch ihre Neugier und ihre akribische Dokumentation.

Wer Willens ist zu lernen, dem wird in diesem Hause die Chance geboten. Es wäre schade sich aufs bloße Betrachten zu beschränken. Neu hinzugekommen ist jetzt im Südwestturm eine Ausstellung zu Wittenbergs preußischer Geschichte. Im Geschoß darunter steht Kurfürst Friedrich der Weise mit Kurmantel und Kurhut am Fenster seines bescheidenen Schreibzimmers und lauscht dem Gesang einer Nachtigall.

In der dritten Etage des Haupthauses befindet sich ein gewaltiges Modell der Stadt Wittenberg in einer Ansicht des 19. Jahrhunderts. Jeder Modelleisenbahner würde wohl Purzelbäume schlagen vor Vergnügen, wengleich kein Zentimeter Schiene verlegt ist. Mit ungeheurer Detailversessenheit sind die Modelleure zu Werke gegangen, mit Akribie und einem Fleiß, der sprachlos macht.

Das Haus wird wohl – wie es auch die Sorge vieler anderer Museen gleicher Größe ist – immer auf dem Sprung sein müssen, wie es die nächsten Talers zu seinem Unterhalt heranschafft. Dennoch, mit dem gegebenen Etat holt es unvergleichlich viel heraus. Es bleibt mit Recht unser erster Anlaufpunkt in Wittenberg und sollte das auch für die vielen tausend Besucher der traditionsreichen Elbestadt sein. Luther ist nicht alles...

Lutherstadt Wittenberg

Städtische Sammlungen

Museum für Stadtgeschichte, Naturkunde und Völkerkunde „Julius Riemer“

Schloß

Tel.: 03491 – 4 33 49 20

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 09:00 Uhr – 17:00 Uhr

Kulturatlas Brandenburg

– Historische Landkarten – Geschichte der Mark im Überblick

Vorgelegt von Professor Gerd Heinrich

J-F. S. Lemarcou

Die erste Auflage soll weggegangen sein wie warme Semmeln. Das macht neugierig. Zumal der 850. Geburtstag der Mark Brandenburg ansteht, mit der sich das Büchlein aus dem Hause der brandenburgisch-preußischen Geschichte zu Potsdam ja befaßt. Das Prinzip des kleinen 74seitigen Atlas im DIN A4 - Querformat ist denkbar einfach: Linke Seite Thema und Beschreibung, rechte Seite Kartenmaterial. Und diese Karten zeigen dem

historisch Interessierten weitaus mehr, als gewöhnliches geographisches Material dies vermag. Immer im Bezug zur märkischen Landschaft werden physikalische Gegebenheiten, siedlungsgeschichtliche Spuren, Herrschaftsgrenzen, Bevölkerungsentwicklungen, Industrieansiedlungen und vieles mehr abgetragen. Bereichert wird das Ganze durch historische Pläne von Berlin-Cölln, Brandenburg an der Havel, Frankfurt/Oder, Spandau, die Grundrisse von typischen märkischen Ackerbürgerstädten, die nach Fischer so recht eigentlich nichts anderes waren als große Dörfer..., militärgeschichtlich Interessantes, Photographien und und und...

Manchmal kommen Texte, manchmal Karten gar doppelseitig einher. Es blättert, liest und sucht sich flüssig. Eine Zeittafel ergänzt das Werk am Schluß – wer also ein Interesse an der Historie der Mark hat, über sie arbeiten möchte, Material für einen Aufsatz sucht oder sich einfach nur über da Werden dieses Kernlandes Preußens informieren will, der ist mit Herrn Heinrichs Werk sicher gut beraten. Zu hoch jedoch sollte man die Erwartungen nicht stecken. Wer ernsthaft zu arbeiten gedenkt, wird den Atlas sicher als ein zusätzliches Hilfsmittel mit auf dem Schreibtische zu liegen haben, welches schnelle, jedoch nicht allzu umfassende Orientierung schafft.

Darauf weist Herr Professor Heinrich schon selbst in seinem Vorworte auf dieses sicher häufig gefühlte Defizit hin, wenn er bemerkt, daß es „... an grundlegenden Forschungen zu Teilen der brandenburgischen Geschichte und Kunstgeschichte fehlt.“ Na ja, nun gut. Dennoch hätte man sich gerade aus der vorreformatorischen Epoche Material zu den Hussitenfeldzügen, den großen Pest- oder Seucheneidemieen, den jüdischen Ansiedlungen und Auseinandersetzungen mit dem märkisch-jüdischen Leben oder einen Überblick über die märkische Wüstungen gewünscht, versehen mit einer entsprechenden Kennzeichnung bei gesicherten Fällen, welchem Umstand der gar nicht so seltene Untergang eines Wirtschaftsstandortes „märkische Neusiedlung“ im Einzelfall geschuldet war.

Inwieweit das Buch Anspruch auf Genauigkeit erheben kann, entzieht sich unserer Fachkenntnis. Unstimmigkeiten begegneten uns nur beim heimatlichen Brandenburg an der Havel, das Herr Professor Heinrich zum Sitz eines Erzbistums erhob. Na, na Herr Professor. Ein solcher Schritt fällt doch wohl eher in die Kompetenz des Heiligen Stuhls. Aber Dank für die unverdiente Ehre! Im Fazit empfehlen wir unserer verehrten Leserschaft, insofern sie den Geschicken der Mark Brandenburg nicht gleichgültig gegenübersteht, den Kulturatlas, der über die ISBN 978-3-00-019684-3 zu ordern ist und von der Scantinal Business Kontakt Agentur zu Berlin-Lichterfelde im Jahre 2006 verlegt wurde. Die Anschaffung bereichert in jedem Falle die märkisch-preußische Hausbibliothek.

Märkische Moritaten und eine Vernissage von Herrn Jahn

K. K. Bajun

Jüngst ließ sich der Brandenburger Museumsdirektor, wie wir auch ein begeisterter Anhänger Heinrich Heines und Kurt Tucholskys, vernehmen, wenn man literarisch nachhaltig zu schreiben wünsche, so möge man auf dem Niveau der beiden vorgenannten Herren schreiben oder eben besser das Maul halten. So unrecht hat er da gar nicht mal. Aber sollen wir, die wir bestenfalls nach diesen beiden Gestirnen navigieren können, deshalb

stumm verharren und der lesenden Welt vorenthalten, welch glücklichen Tag das Brandenburger Theater am Sonntag, dem 25. Februar 2007 begehen konnte? Da verzichten wir doch lächelnd auf die Nachhaltigkeit und legen los: 111 Besucher im Großen Foyer des Theater an der Grabenpromenade! Das gab's noch nicht! Welch ein Gedränge, Sitzgelegenheiten wurden Mangelware, der gegenüberliegende Rang war belegt. Die Reihe Märkische Leselust stand auf dem Spielplan, Frau Herzog saß am Klavier, Frau Schori, Herr Röhrig und Herr Führmann besetzten das kleine Podium zelebrierten die Jule und ihre märkischen Schwestern. Das Spiel war den Darstellern ganz gewiß eine Märkische Leselust – uns war es eine Lust des Hörens und des Sehens.

So voll das Haus auch war, du hättest eine Stecknadel fallen hören: Couplets, Gassenhauer, Moritaten, Gedichte aus anderthalb Jahrtausenden märkischer Geschichte... Moment, werden Sie sagen, begehen wir dieses Jahr nicht erst den 850sten Geburtstag der Mark? Ja schon, daß aber Isolde, die bildschöne Frau des Jarls Iron ihrem Manne mit Charme und unverhohlener Erpressung das Jagen aus dem Kopfe schlug, das mag sich in Zeiten abgespielt haben, die dem Chronisten verborgen bleiben. Nicht aber dem Volksmund. Der fügte dann auch noch die Abenteuer der Enkelinnen Frau Isoldes hinzu: des Sabinchens und der Jule, der Frau von dem Knesebeck, der Cäcilie und der Äppelfrau, der schönen Lilofee, Strittmatters Eins-Fuffzich-Großmutter, der Petronella Tucholskys, der – Dürren, der Emanzipierten, der Kernigen, der Oranienburger Pferdebus-Kutscherin Jette, der stämmigen Jette, die der märkischen Burschikosität aufs Postament verhalf.

Und so unterschiedlich die Charaktere der Vielbesungenen waren, so unterschiedlich waren die Darbietungen des brillanten Quartetts, die nahtlos aus dem einen Naturell heraus ins nächste schlüpften, verschmitzt und klagend, quietschend und verführend, aufreizend und polternd – das ganze Große Foyer über siebzig Minuten hinweg in Fesseln schlagend. Frau Herzogs begnadete Finger waren durchaus mit ihrem Piano forte verwachsen, ihre Klänge gaben die Untermauerung des Geschehens, das essentielle, das unverzichtbare Gewürz des Schauspiels.

Frau Schori, tirilierte und zwitscherte zwischen den beiden flankierenden Herren dahin und ließ jedem besungenen Fräulein ihre formidablen Reize – nur der arme Vamp mußte um seine Verruchtheit ringen – Frau Schori, Sie haben uns das durchtriebene Luder mit solcher Herzigkeit und Unschuld dargeboten, daß es uns schier zerreißen wollte auf unseren Stühlen. Allein das war schon einen Sonderapplaus wert! Und wenn dann noch Moritz Führmann und unser märkischer Pallenberg, Herr Röhrig auf dem Besetzungsplan stehen, dann war der Ansturm so recht eigentlich betrachtet geradezu kalkulierbar. Bei Stefan Heyms Erzählung, die Herr Röhrig komplett aus dem Kopfe vortrug, da hett er vielleicht gemußt a bissel mehr jiddeln, der Herr Röhrig! Wär gewesen noch das Sahnhäubchen, nich wahr...!

Ach, wir verwöhntes Volk aus dem Parkett! Kriegen den Hals nicht voll. Nee, nee! Es ist doch so: Das klampft und bläst und rezitiert und singt mit einer Virtuosität und Freude am Metier; Herr Führmanns launige Spitzbübigkeit umschließt uns wie der Schalk, der uns unter Herrn Röhrigs Kopftuch entgegenlacht, als er eine Amme gibt, die dazu rät einen toten Hauptmann an den lichten Galgen zu hängen um einem jungen höchst lebendigen Landsknecht die Aussicht auf zwei kugelrunde Brüste zu erhalten. Wir folgten seinen vieldeutenden Blicken und – hätten uns auch keinen besseren Rat gewußt. Das Leben, Frau Venus und all ihre bezaubernden Töchter, die mit solchen Reizen verführen, müssen gefeiert werden: Nirgends woanders möchte man sein an diesem Nachmittage, nur hier, hier allein, hier is scheen,

wie die aastpreißeische Jrosmutter aus Keenichsberch zu sagen pflegte. Recht hattse! Aber der Wagen, der rollt... Umtrieb sind die Brandenburger Theaterleute. Und während sie vier wunderbare Mimen ein großes Foyer verzaubern lassen, eröffnen sie am anderen Ende der Neustadt, in den Brennabor-Werken, mit dem Maler, Zeichner und Graphiker Lutz Jahn eine Kunstaussstellung. Über 200 Besucher stürmen die Hallen, in denen es einst hieß: Vier Räder und ein Ofenrohr und fertig ist der Brennabor! Die Automobilproduktion machte der bildenden Kunst Platz und nun hängen dort Bilder, die den Betrachter staunen lassen.

Sicher nicht alles überall hängbar, sicher nicht alles jedermanns Geschmack – aber doch vieles Bewunderung erheischend und Begehrlichkeiten weckend. Zu den Bedeutendsten unter den gegenwärtigen märkischen Künstlern seiner Zunft wird Herr Jahn von Kennern gerechnet. Das zu erhärten oder zu verneinen fehlt uns der Sachverstand – was wir aber sehen, das ist Kunst, die uns zum überwiegenden Teil fasziniert, die durchgängig von technischer Meisterschaft spricht und die von der Hand und dem Geist und der Phantasie eines echten Künstlers zeugt. Unter anderem Werner Tübke soll Herrn Jahn ausgebildet haben.

Uns aber schien, ein noch weit größerer, der überragende, der Titan Hieronymus Bosch hätte diese oder jene Inspiration vermittelt. Zu auffällig waren die stilvollen Charakterköpfe, düster und bedrohlich eine gemalte Feuersbrunst, lieblich und liebevoll die wenigen Landschaften. Gerne hätten wir den Meister zu unserer Vermutung befragt, doch wie das bei einer erfolgreichen Vernissage so ist, der Künstler wird belagert wie einst eine Festung. So ziehen wir grüßend den Hut und retirieren und nehmen einige der Bilder in unseren Köpfen mit nach Hause. Und nur in unseren Köpfen. Denn Sie sollen sie ja auch noch zu sehen bekommen. Bis zum 27. März haben Sie dazu Gelegenheit. In der Kunsthalle Brennabor, Eingang von der Geschwister-Scholl-Straße, Nähe Hauptbahnhof.. Trotzdem gar nicht so leicht zu finden für den Ortsfremden. Vielleicht könnte man den Künstler bewegen eine Beschilderung zu entwerfen, kunstvoll wie seine Zeichnungen, deutlich wie sein Porträts, die es dem kunstsinnigen Gaste erleichtern, die Halle der Kunst zu erreichen. Denn zu begrüßen wär's, wenn diese Kunst Kreise ziehen und Wellen schlagen würde. Wert ist sie's allemal!

Muskatbraun – Zerstreute Gesellschaft

von Herrn Dr. Tom Wolf

K. K. Bajun

Endlich, endlich wieder etwas Schönes auf dem Tisch! Das war die Lektüre eines einzigen Sonntags. Wie lange recherchiert und schreibt der preußische Mankell für so ein Werk und wie schnell ist es verschlungen! Und dabei ist es kein „Fast Food“. Das ist literarische Haute Cuisine, fürwahr. Man verschlingt es desungeachtet, denn ist es einfach unmöglich, das Buch aus der Hand zu legen. Geht nicht. Versuchen Sie es gar nicht erst!

Diesen preußischen Mankell, den Homburger Dr. Tom Wolf nämlich, hat die Tucholsky-Stadt Rheinsberg von 2005 bis 2006 zu Ihrem 23. Stadtschreiber erkoren. Da durchstreifte er dann die bezaubernde Landschaft und seine Figuren nahmen Gestalt an, trieben dies und machten jenes – und über ein Kurzes kam unser wohlbekannter Detektiv und Zweiter Küchenchef Honore Langustier auf des Großen Königs Geheiß um die Knoten menschlicher Untaten zu entwirren. Also da geht es um die große europäische Politik. Bonnie Prince Charlie versucht den schottischen – und gleich noch den

englischen Thron zu erobern. Preußen soll sich entsprechend engagieren. Fritze würde ja gerne, vergessend, daß er als 18jähriger zu seinem Oheim, dem Londoner König George, hatte fliehen wollen. Nun aber scheint er die Ressentiments seines seligen Papas gegen den Welfen auf Britannias Thron zu teilen. Man korrespondiert oder versucht es zumindest. Ein Fremder gerät im lieblichen Rheinsberg auf eisige Abwege, die seine Vitalfunktionen nachhaltig stören, der lokale Adel klüngelt und kungelt, während sich die Hohenzollernschen Brüder Fritze und Heinrich, beide dem eigenen Geschlechte nicht eben feindlich gesonnen, um hübsche Pagen, lebendig und in Stein gehauen, zanken.

Hört sich verwirrend an. Ja, Großer Gott: Der Verleger heißt be.bra Verlag, nicht Bastei-Lübbe, der Autor wird Tom Wolf gerufen und nicht Konsalik! Hier wird mit Geist geschrieben und mit Grips gelesen. Es gibt so eine Art literarischen Dresscode und ohne Dreispitz und den entsprechenden Schmalz darunter gibt's nun mal keinen Eintritt in die arkadisch-preußische Parklandschaft, die ein schreibender Watteau unserer Zeit vor uns entwirft!

Wenn man aber das Tor zu dieser märkischen Insel Kythera passiert hat, dann wird man reich entlohnt. Staunen macht die Phantasie des Autors – wie er das alles so zusammenbraut, verquickt, die Fäden kreuz und quer laufen läßt, drunter und drüber und am Ende klassisch entwirrt. Alle Gewürze, die zu einem ordentlichen Kriminalgericht gehören, sind enthalten. Nichts fehlt: Da werden alle Karten auf dem Tische fein durcheinander gemischt, wir lernen diese Figur kennen und jene, alle könnten es gewesen sein – na ja, fast alle. Der König, Prinz Heinrich und Langustier scheiden per se aus, die stolze Welfin Sophie Charlotte ebenfalls (sie ist mittlerweile so beleibt, daß sie sich zu einem geplanten Morde würde tragen lassen müssen) – aber das bringt den mitfiebernden Leser der Lösung auch nicht viel näher.

Da wird auf einem Jahrmarkt der Halbwahrheiten geschachert, Fakten tauchen auf wo sie keiner vermutet, passen alle noch nicht so recht ins Mosaik – jedenfalls jetzt noch nicht, das Labyrinth der Handlung verliert sich im kleinen Labyrinth des Charlottenburger und des Rheinsberger Schloßparks, Feuer bricht aus (ja, ja, kaum hat der Henlein Peter aus Nürnberg seine Taschenuhr erfunden, so macht der Monsieur Fromery keine 200 Jahre später eine Weckuhr, die sich auch als Zeitzünder verwenden läßt...), es wird auf denen märkischen Chausseen nicht eben moderat chauffiert (kennen wir!) und Monsieur Langustier mag sich seines Bauchpolsters gefreut haben, das ihn vor schlimmeren Laisionen bewahrte, da man es bei dem Wagenrennen auf die Beendigung seiner irdischen Existenz abgesehen hatte.

Wer ist so töricht, einem Koche nach dem Leben zu trachten, zumal einem Spitzenkoch aus dem Elsaß, wo doch die Köche, Ärzte, Narren, Diplomaten (nota bene!) und Henker zum international geschützten Personenkreise zählen...? Ja, das wollen Sie wissen, was? Nur zu!

€ 9,90 kostet der modeste, tarifliche Eintritt in den Kriminal-Schloßpark des Tom Wolf. Über das intellektuelle Entree sprachen wir schon. Aber, seien Sie beruhigt: Sie zählten schwerlich zu den Lesern des Preußischen Landboten, wenn Sie dieses Billet nicht aus der Portokasse zu erlegen vermöchten. Ach, und sagte ich es Ihnen schon? Allüberall schimmert unsere geliebte märkisch-preußische Landschaft hindurch, von des Meisters Hand mit so kundigen, detailverliebten und zarten Pinselstrichen gezeichnet. Man kann die Szenerie nachlaufen und ich wette, es nimmt den Wandersmann mit der muskatbraunen Lektüre in den Händen nicht weiter wunder, wenn ihm tief im Uferwald des Rheinsberger Sees der rauhebeinige Friedrich Wilhelm von Kähn, Herr auf Wittwien, plötzlich eine ebenso vierschrotige Donnerbüchse

vorhält, mit polternder Stimme nach dem Woher und Wohin fragend. Landschaft und Erzählung vermischen sich halt wie die Wasser des Rhin und des Grienericksees, bald schnell und quirlig dahinsprudelnd, bald behäbig und still unergründliche Tiefe verheißend.

Ich wage zu behaupten, daß Sie lediglich einer Kulisse ansichtig werden, wenn Sie auf Preußens Spuren nach Charlottenburg, Sanssouci oder Rheinsberg pilgern. Die wahre Authentizität gewinnen diese Orte erst durch das Leben der sie einst bewohnenden Protagonisten. Sollte Ihnen also an einem Besuche des friderizianischen Preußens gelegen sein, so anempfiehlt der Landbote mit warmem Herzen diesen neuesten, köstlichen Reiseführer aus der Reihe „Preußenkrimi“. Während wir uns also darauf freuen, mit Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, gemeinsam in zerstreuter Gesellschaft dem furiosen Abschlußfeuerwerk beizuwohnen, welches den illegitimen Schliemann-Vater Baron Meerkatz beim Ausgraben antiker Schätze auf der Remusinsel überraschte (und etwas mehr als den Bart versengte), seien Sie nur rasch zugange und beehren Sie uns bei einem superben literarisch-kriminalistischen Spaziergang am brandenburgisch-preußischen Hofe.

Wir jedenfalls lassen schon mal die Gläser klingen und hoffen inständigst, bald wieder von diesem wunderbaren Autor und seinem exquisiten Criminal-Cuisinier zu hören.

Muskatbraun - Zerstreute Gesellschaft

Tom Wolf

erschienen im be.bra Verlag Berlin

in der Reihe „Preußenkrimi“

ISBN 978-3-89809-504-4

€ 9,90

Praxiswissen TYPO3 von Herrn Robert Meyer

Erschienen bei O'Reilly

K. K. Bajun

Herrlich! Herrlich! Herrlich!!! Selten hat es uns solch einen Spaß gemacht, ein Buch zu bewerten. Ach, wissen Sie: Es gibt ja so unsäglich viel traurigen Kram auf dem Fachbuchmarkt. Speziell das Metier, daß sich um die Bedienung von Rechnern und ihren Programmen tummelt, strotzt geradezu von Versprechungen wie: Für Anfänger ohne die geringsten Vorkenntnisse geeignet, für Dummies, für Idioten, für Sie und Mich – ach, danke schön! Wie reizend!

Und wenn man dann die Werke öffnet, so sind diese allzu oft von Profis für Insider geschrieben! Bis Punkt 4 kommt man noch mit, den einen oder anderen Fachbegriff mühsam nachschlagend, aber dann, dann überspringen die Gedanken des Autors eine abgrundtiefe Schlucht, breit und unergründlich – und wir, wir stehen davor und wissen – alles aus, hier geht es nimmer weiter. Ende der Fahnenstange. Geld, Programm, Mühe, Aufwand, Zeit, Tränen – alles, alles umsonst!

Aber dann das hier: Praxiswissen TYPO3, geschrieben von Herren Robert Meyer, erschienen im O'Reilly Verlag zu Köln – schlicht und schön und nicht eben das, was man unter verbilligter Ware versteht – aber, wie sagte schon der große japanische Zen-Meister Rikyu: Auch der Preis ist manchmal dazu angetan eine gute Ware als solche zu erkennen.

Dieses Buch hält wirklich, was es verspricht. Zugegeben, ein Weniges an Vorkenntnissen sollten Sie schon mitbringen. Nicht mit TYPO3... Gott bewahre! Wenn Sie aber just gestern den ersten Rechner Ihres Lebens erwarben und noch gar nicht wissen, wie er arbeitet und wie Sie sich auf ihm zurechtfinden, dann anempfehlen wir Ihnen natürlich auch den Griff zu vorbereitender Primärliteratur. Sind

Sie aber schon ein wenig fit und planen Ihre Internet-Präsenz mit dem besten Content-Management-System (CMS), das zur Zeit zu haben ist, mit der Königsklasse quasi, aufzubauen und Sie haben noch keinen Schimmer von Typo3, wissen aber, daß Sie nicht der Typ für halbe Sachen sind – „Sekt oder Selters!“ – dann holen sie sich dieses Buch. Einem treueren und zuverlässigeren Führer und Begleiter sind wir noch nicht begegnet.

Und protestieren Sie nicht: „Wer will schon den ganzen Kram um die Hintergrundprogrammierung wissen? Interessant wäre nur, welcher Knopf welchen Text und welches Bild wohin zaubert...“

Das ist Quatsch! Stellen Sie sich ein Fahrtschullehrbuch vor, das Ihnen nur beschreibt: „...linkes Pedal durchtreten, Mittelhebel auf die „Eins“ setzen, linkes Pedal langsam loslassen, rechtes Pedal behutsam antreten. Lenkrad nach links – Wagen nach links und umgekehrt...“ Kein Wort von der Funktionsweise eines Motors, der Begriff Zündkerze nie erwähnt! „Na“, werden Sie sagen „wofür gibt's denn schließlich Profis?“

Nun, wenn Sie soviel Zeit und Geld haben – die Profis wird es freuen! Wir aber wollen selber Profis werden! Wir wollen das Auto nicht nur fahren, wir wollen es beherrschen! Der Scharfrichter ist allemal das Ergebnis.

Es gibt viele CMS, die versprechen: In zehn Minuten zur eigenen Homepage. Na ja, wenn Sie mit Gängelei, Unflexibilität und geringem Gestaltungsspielraum zufrieden sind – dann vergessen Sie TYPO3. Kasper Skårhøjs Wunderwerk ist anspruchsvoll, gewaltig, selbst von klugen Köpfen nur in nach Wochen zu bemessenden Zeiträumen zu erlernen – nichts für husch-husch-husch-und-Pfusch! Ist Ihnen die nötige Begeisterung und der Glaube an sich selbst zu eigen – dann ran an den Speck! Nicht verzagt!

Die teuren Seminare, auf denen Sie am Ende doch nichts gelernt haben, außer daß der Dozent wieder etwas vermögender geworden ist, werden mit Herrn Meyers Buch verzichtbar. Am Ende erwartet Sie Ihre professionelle Web-Präsenz, die sich deutlich abhebt, von der ersten Generation der fleißig mit html getippten Seiten.

Ihnen stehen all die Features zur Verfügung, die PHP zu bieten hat. Zusätzlich verbleibt vollumfänglich die Souveränität über die Gestaltung IHRER Seite in IHREN Händen! Unmöglich? Weil TYPO3 zu komplex, zu schwierig ist? Das war gestern. Heute liegt vor uns Robert Meyers „Einführung in TYPO3“!

Die Gliederung in Arbeitskapitel ist übersichtlich und ohne in eine dröge wissenschaftliche Numerierung zu verfallen. Neben den Überschriften findet sich eine kurze, in Stichpunkten gehaltene Übersicht, was uns in diesem Abschnitt begegnet, was wir erlernen werden.

Wir wissen, wo wir stehen und was wir geschafft haben werden, wenn wir uns mit dem Kapitel befaßt haben. Das spornt an. Es ist wie ein Geländelauf mit Karte und Kompaß, und am Ende taucht immer schon der nächste Kirchturm auf. Und wo ein Kirchturm ist, da ist die Schänke im allgemeinen nicht mehr fern. Herr Meyer führt mit einfühlsamer Didaktik durch den zunächst unübersichtlich wirkenden Irrgarten der TYPO3-Oberfläche.

Und er geht in medias res! Folgen wir ihm: Schritt für Schritt entwirft er mit uns eine Web-Seite. Schritt für Schritt gewöhnen wir uns an die Features, die Module, die Werkzeuge, die Möglichkeiten dieses mächtigen CMS namens TYPO3.

Klar, die Icons sind klein auf der TYPO3-Oberfläche; klar, es gibt viele englische Fachbezeichnungen der Untermenüs, selbst wenn man auf die deutsche Sprache umgestellt hat – aber keine Bange, Herr Meyer läßt uns nicht im Stich!

Reichhaltige Bebilderung mit sogenannten „Screenshots“, also Fenstern, wie sie bei Ihnen auf dem Bildschirm des Rechners erscheinen, machen die einzelnen Arbeitsanweisungen nachvollziehbar und langsam verdrängt Routine den Bammel des Anfangs.

Dabei gelingt Herrn Meyer auf jeder Seite, in jedem Kapitel das pädagogische Kunststück, sich stets in den Wissensstand seines Lesers hineinzusetzen. Wie geht man an die Aufgabe heran, wenn die Routine fehlt?

Wenn selbst dreimal derselbe Prozeß noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist? Die Neurophysiologen lehren uns schließlich, daß 127 Wiederholungen nötig sind, um ein Wissensinhalt dauerhaft präsent werden zu lassen. Herr Meyer scheint diesen Aspekt in seine Didaktik eingeflochten zu haben.

Keine Ahnung von Programmiersprachen wie html, css, oder gar TYPO-Script? Halb so schlimm. Gut, in die Funktionsweise von html sollte man sich schon ein bißchen hineingearbeitet haben und was kaskadierende Style-Sheets sind, müßte auch in etwa bekannt sein. Aber dann – kein Problem. Herr Meyer führt sie auch dort sachte und behutsam über unwegsamstes Gelände.

Zu Ihrer Unterstützung ist eine CD dem Buche beigelegt, die Ihnen sowohl die Installation Ihres ersten TYPO3, eines betriebsfähigen Servers auf Ihrer lokalen Arbeitsstation als auch die Einrichtung und Aufinstallation wichtiger Zusatzmodule und -dateien enorm erleichtert.

Selbst das Lesezeichen in beinahe DIN A5 enthält noch wichtige Erläuterungen und Zusammenfassungen – das Buch ist wie sein beschriebener Gegenstand, das CMS Typo3: mächtig, effektiv und gut handhabbar.

Am Ende, wenn Sie das Abenteuer TYPO3 mit diesem vortrefflichen Bergführer gemeistert haben, winkt Ihnen ein schöner Lohn: Sie gehören dann zu dem nicht eben großen Kreis von gefragten Spezialisten, die vor ihren unbeleckten Zeitgenossen einen exklusiven Wissensvorteil geltend machen können, der bei rühriger Anwendung die Investition in das Buch „Praxiswissen TYPO3“ um Größenordnungen amortisieren dürfte.

Obwohl für den Landboten gerade ein neues PHP- und MySQL-datenbankbasiertes Gewand maßgeschneidert wird, halten wir uns nunmehr die Option offen, eventuell doch noch auf TYPO3 zurückzugreifen, weil auch wir so ab und an den einfacheren Weg goutieren.

Einfacher, allen Unkenrufen zum Trotz, eines ausgezeichneten Lehrbuches wegen, das wir unseren vom Internet begeisterten Lesern hiermit wärmstens zu empfehlen die Ehre haben.

Romeo und Julia

ein Musical, dargeboten vom Brandenburger Jugendtheater

Michael L. Hübner

Zitternd und zagend und von Skepsis zernagt schlich ich auf Ordre des Preußischen Landboten am Montag, dem 09. Oktober 2007 in die Studiobühne des Brandenburger Theaters. Wer das Attribut „wertkonservativ“ auf dem Panier führt, der barmt angesichts eines Musicals: „Macht mir meinen Shakespeare nicht zur Minna!“

Machten sie nicht. Haben sie nicht gemacht. Was die heranwachsende Jugend dort unter der Leitung von Christiane Ziehl inszenierte, war zutiefst beeindruckend. Überhaupt soll man Kindern und Jugendlichen, die sich mit Kultur befassen, immer ein ernsthaftes Ohr leihen. Na ja, die Ohren... Die ersten ohrenbetäubenden Trommelwirbel schienen meine schlimmsten Antizipationen zu bestätigen, sie waren wohl eine Hommage an die Kinder, die – scheint's – nur noch mit dieser Phonzahl beschallt, verstehen, daß man es gut mit ihnen meint.

Doch schon der nächste Eindruck begann lebhaftestes Interesse zu wecken. Ein wunderbar plärrender Romeo (Robert Weißbach) greinte seiner unerreichbaren Rosalinde hinterher. Das juvenile Publikum quittierte dankbar. Ja, das kennen sie. Hier fanden sie sich thematisiert.

Sie an, sieh da – so also könnte man den Akulturellen der Gegenwart den an sich ewig jungen, dennoch beinahe ein halbes Jahrtausend alten Stoff nahebringen. Das sparsamste aber kongeniale Bühnenbild, das völlig ohne Staffage, wechselnde Kulissen oder sonst dergleichen arbeitete, zwang regelrecht die Aufmerksamkeit der Handlung zu widmen. Lediglich die Ränge wurden einbezogen. Ideal für die Balkonzene... Die Seitenaufgänge des Parketts wurden Teil der Bühne; das Publikum mittendrin – im wahrsten Sinne des Wortes: mittendrin! Ja, das überzeugte.

Julia war 14, Romeo 16 Jahre alt – endlich, endlich konnte man sich bei den beiden Mimen Anika Kettelhake und Robert Weißbach vorstellen, wie das denn wohl gewesen sein muß. Die waren nicht auf pseudojung getrimmt – das waren große Kinder, Jugendliche! Angesichts dessen rutschte ich nervös auf meinem Kritikersesselchen umher und fragte mich ein ums andere Mal: „Ja, Gott, woher nehmen diese fürwahr sehr jungen Menschen diese überwältigende Professionalität? Woher nur? Gleich vom Kindergarten auf die Schauspielschule? Ich meine, Romeo und Julia ist keine Provinzposse, bei der man beliebig improvisieren kann. Auch im Gewand eines Musicals begegnet uns hier Weltkunst – für so junge, man möchte dem Alter nach denken, im Metier des Schauspielers unerfahrene Darsteller eine beinahe unüberwindliche Herausforderung. Man möchte etwas anrührend Dilettantisches vermuten, so nach der Art von „Sieben Sommersprossen“. Aber nein, hier wurde souverän gespielt, professionell und mit Herz.

Ich habe sie alle genauestens beobachtet: ob es die entzückend lispelnde Amme Annelie Knobloch war, den umhergestoßenen Peter (Marek Trautmann) – besser war die Rolle nicht zu besetzen – ob es der flapsig-freche Mercutio Christoph Ziehl war, der die Kinder im Zuschauerraum mit seiner Coolheit, Pöbeleien und puren Stärke für sich in Beschlag nahm, oder ob der raufflustige Fabian Kausmann mit Force und Bravour den temperamentvollen Jungitaliener Tybalt gab, ob Vater Capulet (Stefan Drotleff) oder den Karate-Mönch Pater Lorenzo, gespielt von Klaus Uhlemann – sie alle zeigten perfektes Spiel bis in die Mimik hinein. Die waren in der Rolle drin! Die ganze Zeit über, keine winzige Sekunde lang auch nur

einen Aussetzer der Gesichtsmuskulatur. Keinen Hänger, kein Netz, keinen doppelten Boden, keine Souffleurmuschel... Auch daran erkennt man Schauspieler! Bestechend war die geglättete Melange zwischen dem Alten und dem Neuen, die sich gleichmäßig und dezent durch das ganze Stück hindurch zog. Angefangen bei der genialen Kostümierung, die den Spagat zwischen den Forderungen der Renaissance und dem Outfit der Kiddies von heute glücklich und unaufdringlich hinbekam, bot die musikalische Performance im gleichen Umfange eine hervorragenden Mix: Das Spinett begleitete einen Gesellschaftstanz, ein paar Szenen weiter wurden Pop-Rhythmen angeschlagen, Chor und Soli – hier auch wiederum die kraftvolle Stimme von Frau Knobloch hervorzuheben – rissen mit. Eine gute Idee, die Band „Hugo Bros.“ im Parkett live spielen zu lassen, eine exzellente Idee, die Rollen Romeos und Julias in musikalischer Hinsicht doppelt zu besetzen. Die Schauspieler spielten und wie aus dem Off kamen ihre Gesangsstimmen daher. Das sind Einfälle, die das Theater zu beleben vermögen. Die Kinder im Zuschauerraum dankten zweimal mit Zwischenapplaus.

Das Einzige, was meinen Erwartungen denn doch nicht entsprach, war der Abschlußapplaus. Die Mimen hatten Heraklisches geleistet. Gejohle, Gepfeife, Standing Ovationen – das alles wäre durchaus opportun gewesen. Die Kiddies aber klatschten relativ flügelahm. Warum? Weil der Reife-, nicht so sehr der Alterskontrast zwischen den jungen Leuten im Zuschauerraum und denen auf der Bühne gigantisch war. Während Julia ihrem Romeo eine gelungene Balkenszene gab, mußte einigen Rängen im Parkett das lose Maul und die pubertären Kommentare ernstlich untersagt werden. Pausbäckige Maiden hielten sich mit stierem Blicke an der obligatorischen 1,5l-PET-Wasserflasche fest und waren unfähig den Unterschied zwischen einem Theater und einem popcornvernichtenden Kino zu realisieren. Selbst diese Unbedarften noch mit der Weltliteratur von dem unglücklichen Veroneser Pärchen zu erreichen – darin bestand die große, nicht genug zu würdigende und auch pädagogisch sicherlich wertvolle Leistung des Ensembles.

Ich würde das Stück gerne noch einmal sehen – diesmal aber accompagniert von reiferem Publikum, welches zu goutieren in der Lage ist, was eine famose junge Truppe auf der Studiobühne des Brandenburger Theaters an unsterblichem Shakespeare bot.

Rund um die Katharinenkirche

zum Vortrag über die Bibliothek von St. Katharinen zu Brandenburg an der Havel, gehalten vor dem Historischen Verein Brandenburg e. V. am 08. Februar 2007

B. St. Fjöllfross

Für eine märkische Kirche ist sie von wahrhaft beeindruckender Größe – wuchtig und filigran zugleich – die Perle der norddeutschen Backsteingotik – die St. Katharinen Kirche der Neustadt zu Brandenburg an der Havel. Nahe der Ortsmitte von dem Stettiner Hinrich Brunsberg bis 1401 aufgeführt, wurde sie bald auch ein geistliches und geistiges Zentrum Brandenburgs.

Weit wandern die Schatten, die der mächtige Turm über den Katharinenkirchplatz wirft und er berührt allenthalben Brandenburger Geschichte, fokussiert und versammelt auf engstem Raume. Just am Morgen des 8. Februar 2007 stellte der Kulturredakteur des Landboten und begeisterte Wikipedianer, Herr Bajun, seinen Artikel zu Frau Dr. Lilli Friesicke in die größte Enzyklopädie der Welt ein, einen Beitrag,

der einer beliebten Gynäkologin gewidmet wurde, die mit ihrem Ehemann am Katharinenkirchplatz 1 sowohl ihre erste Brandenburger Wohn- und Praxisräume bezog als auch später das Haus Katharinenkirchplatz 8 erwarb, das ihren Kindern später von ihren verbrecherischen Nachbarn auf kaltem Wege gestohlen werden sollte. Die verbrecherischen Nachbarn – das waren die dumpfen Verfechter des deutschen Ungeists – die Nationalsozialisten, die ihre Kreisleitung in der einstigen neustädtischen Gelehrtenschule am Katharinenkirchplatz 5 bezogen. Auch über diese wanderte der Schatten des Katharinenkirchturms und was deutscher Humanismus und reformatorischer Geist, alte Gelehrsamkeit und Philosophie schufen, wurde stumpf und barbarisch zertreten, gerade so wie das Leben der Lilli Friesicke und ihrer Kinder, die sterben mußten, weil sie Juden waren.

Welch eine Ironie dieses 8. Februars: Der Historische Verein der Stadt Brandenburg lud am Abend desselben Tages, an dem Herr Bajun seinen Beitrag zu Frau Dr. Friesicke schrieb, zu einem Vortrag in die Domaula, den Frau Dr. Schmidt und der Alt-Domarchivar Herr Schössler über die Bibliothek der St. Katharinenkirche hielten. Da lag sie: die Bibliothek der Gelehrten, die ebenfalls im Schatten des großartigen Sakralbauwerkes lebten und unterrichteten, die Sammlung des Geistes, hervorsprühend aus jahrhundertealten Folianten. Ausgebreitet in der ganzen Würde ihres Alters – die wertvollsten Vertreter der etwa 1.000 Bestände, Werke aus der Frühzeit der Schwarzen Kunst Gutenbergs, Inkunabeln oder Wiegendrucke, juristische Abhandlungen und solche mit theologischem Inhalt, gebunden in Schweinsleder und Holzdeckel, der Zahn der Zeit hatte manchen von ihnen zwar zugesetzt, doch kein einziges der herrlichen Bücher in die Knie zwingen können.

Ja, ein Buch hat ein Leben, eine Biographie, eine Geschichte: Da stehen mit feiner Schrift zwischen den gedruckten Zeilen die Notizen derer, die vor vielen Generationen einst mit dem Buche arbeiteten, ihre Gedanken austauschten mit den Autoren, sich rieben und an dem Gelesenen wuchsen. Hier tunkten sie die Feder ins Tintenfaß, und während der Federkiel über das Papier glitt, brannte sich das Spiegelbild ernst- und gewissenhafter Männer ein zwischen die Deckel des Buches.

Aufgeschlagen ein Werk aus der Renaissance – eine Abhandlung über den Ort der Seele, donnernd und gewaltig die Sprache, aber voll des Geistes und der Beseelung. Das ist der lebendige Gegenpol zu der von Haß triefenden Sprache der Mörder Lilli Friesickes, die einst auch unter dem Schatten des Katharinenkirchturms hocken sollten! Das ist der Unterschied zwischen einer gewaltigen Sprache und einem gewalttätigen Gekreische! Das ist die Diskrepanz zwischen dem Geist und der Geistlosigkeit!

Die Katharinenkirche ist das einzige mittelalterliche Sakralbauwerk Brandenburgs, bei dem der Wikipedianer Bajun zu spät kam als er daran ging, die Kirchen Brandenburgs im Online-Lexikon zu perpetuieren. Das war um so schmerzhafter, als der Schatten des Kirchturms auch den Schulweg des jungen Bajun schützte. Aber nun kann der Kulturredakteur den Beitrag wenigstens um ein Kleinod erweitern – um die Bibliothek von St. Katharinen nämlich, deren einige Prachtexemplare er als Mitglied des Historischen Vereins selbst in Augenschein nehmen durfte.

Diese Werke sind uns geblieben im Gegensatz zu der Franziskaner-Bibliothek vom anderen Ufer der Havel, die in der Folge des vom braunen Ungeist entfachten Weltenbrandes weggeführt wurde in die Stadt der alten polnischen Könige, in die Stadt um den Wawel, die stolze Jagiellonen-Hauptstadt Krakau. Wahr wurde an der Stadt, was ihr die alte theologische Schrift prophetisch verhieß, als sie von der Ernte der Sünde sprach mit Worten, die uns noch heute durch Mark und Bein gehen und

an den morschen Knochen rütteln. Diese Bibliothek und ihr Inhalt seien den Nachgeborenen Mahnung den Geist zu pflegen und den Ungeist zu verachten. Sie lehre den Respekt vor dem Verstand und dem Fleiß der Altvorderen – die ihr Lebenswerk schufen, damit es weiterwirke, es bewahrt und nicht durch grenzenlose Dummheit vernichtet werde.

In einem Satz erwähnte Frau Dr. Schmidt auf die Bibliothek von St. Katharinen verweisend, Brandenburg an der Havel sei eine reiche Stadt. Das ist wohl wahr! Arm ist dieses Gemeinwesen erst dann, wenn es sich seiner Reichtümer nicht bewußt wird.

Menschen wie Frau Dr. Schmidt und Herr Wolfgang Schössler öffnen uns die Türen zu diesem Bewußtsein – es ist nun an uns Bürgern, sie zu durchschreiten!

Stahl und Brennabor

Die Stadt Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert

Autorenkollektiv

B. St. Fjollfross

Die Chur- und Hauptstadt der Mark, die Stadt, die Berlin und Spandau einst ihr von Magdeburg ererbtes Stadtrecht verlieh – sie zählt zu den wichtigsten Städten Ostelbiens überhaupt: Brandenburg an der Havel. Durch die Jahrhunderte war die Dreistadt tonangebend in der Mark. Bischöfe und Markgrafen nannten sich nach ihr – das Haus Hohenzollern wurde mehr und mehr in seinem Kern das Haus Brandenburg – nicht zuletzt, weil in der Neustadt Brandenburg in den ersten Jahrzehnten nach den Städtegründungen auch der markgräfliche Hof angesiedelt war.

Ein traditioneller Wirtschaftsfaktor war Brandenburg zeit seiner Existenz – günstig gelegen an den großen Fernhandelswegen zu Wasser und zu Lande, nicht weit entfernt von Potsdam und der Tochterstadt Berlin.

Eine solche Stadt braucht historische Standardwerke, die ihren Werdegang beschreiben, die Hintergründe der Entwicklungen aufzeigen, mit Statistiken die Dynamik des Entstehens und Vergehens belegen.

Nun sind derer schon einige gewesen, die sich mit der Historie der Chur und Hauptstadt Brandenburg an der Havel befaßten – ganz ohne Zweifel. Alle aber verbindet das nicht auszumerkende Defizit, daß die Übersicht ihrer Werke mit der Gegenwart endet, die für die Autoren zum Zeitpunkt der Niederschrift aktuell war. Propheten kennt allemal nur das Alte Testament.

Ein hochrangiges Autorenkollektiv machte sich nun Ausgangs des letzten Jahrhunderts daran, die Geschichte der Stadt Brandenburg an der Havel im Neunzehnten und Zwanzigsten Jahrhundert zu beleuchten. Diese Epoche ist ungemein wichtig. Sie umfaßt die ersten zaghaften Schritte innerhalb der Stadtmauern hin zu einer bürgerlichen Demokratie, sie umfaßt die stürmische Industrialisierung, die Brandenburg zu einer mächtigen und international bekannten Industriemetropole emporwachsen ließ, deren Produkte noch am anderen Ende der Welt gekannt und gekauft wurden; sie umfaßt die Zeit der beiden Weltkriege, des Hurrapatriotismus und Devotismus vor dem Ersten, der Resignation und des wieder erwachenden Lebensgeistes vor dem Zweiten, die schauerliche Diktatur der Nazis und die mächtig in die Hose gegangene Utopie der Kommunisten.

Eine Synopsis dieser Ära sollte unbedingt das Format eines Standardwerkes haben – denn hier werden nichts weniger als die Wurzeln unseres Gemeinwesens beleuchtet, mit all den daraus resultierenden Handlungshinweisen für die Zukunft.

Beteiligt an dem recht umfassenden Projekt „Stahl und Brennabor“ aus dem Verlag für Berlin und Brandenburg waren fürwahr hochkarätige Leute. Schon die Namen der Herausgeber lesen sich beeindruckend: da ist Gerd Heinrich, urpreußische Nestor der märkischen Historikergilde, da ist Klaus Heß, jahrzehntelanger Chef des Brandenburger Stadtarchivs, da ist der streitbare und hochgelehrte Winfried Schich und da ist der ebenfalls im Dienst ergraute ehemalige Chef des Brandenburger Domarchivs, der profilierte, unverzichtbare, ja geradezu berühmte Wolfgang Schössler.

Wer mit brandenburgischer Geschichtsschreibung vertraut ist, den werden allein diese Namen zum Kauf des Buches zwanghaft bewegen.

Die Liste der weiteren Autoren liest sich dann auch wie das Who-Is-Who der märkischen Historikerzunft. Da schreibt die Frau Anke Richter, Nachfolgerin des Dr. Heß im Brandenburger Stadtarchiv, der Herr Respondek – wer wüßte mehr über die alte Brandenburger Bimmelbahn – der Schulspezialist Frank Brekow, die ehemalige Direktorin des Stadtmuseums im Frey-Hause, Frau Kreschel, Karl-Heinz Röhring und Andreas Cante; der Chef des Brandenburger Arbeitskreises Stadtgeschichte, der große Wolfgang Kusior – Brandenburgs lebendiges Gedächtnis und bienenfleißiger Historiker weit über den Ruhestand hinaus; die Chefin des Industriemuseums Sieglinde von Tresckow, die stellvertretende Museumsdirektorin im Frey-Hause, Heike Köhler; der große Ribbe aus Berlin, Herausgeber der Brandenburgischen Geschichte, der stellvertretende Oberlandes-Gerichts-Präsident Wolf Kahl, der Journalist Marcus Alert; die Grand Dame des Brandenburger Journalismus Ann Brünink und und und ...

Das sind Namen, die zunächst einmal erschlagen. Die neugierig machen. Die Vertrauen in das Dargebotene erwecken. Was wird denn nun dargeboten? Da geht es in Übersichtskapiteln zunächst einmal um solche Gebiete wie Stadtverwaltung und Infrastruktur; Bevölkerung, Politik und Gesellschaft; Kunst, Kultur und Bildung; Gewerbe und Industrie und schlußendlich einen Ausblick in Gegenwart und Zukunft. Doll. Doll?

Na ja, Punkt, Punkt, Punkt! Nachdenklichkeit kommt auf. Für den Laien ist die Fülle des gut aufgearbeiteten und hervorragend dokumentierten historischen Materials überwältigend. Der professionelle Arbeiter im historischen Brandenburger Weingarten des Herren möchte es als Nachschlagewerk nicht missen: „...schauen wir doch mal eben schnell bei ‚Stahl und Brennabor‘...“.

Aber für eine tiefgründige Recherche reicht es leider nicht. Immer wenn's spannend wird, reißt der Film ab... Das, was wir wissen wollen, steht gerade nicht oder nur in groben Umrissen im Buche.

Just die Militärgeschichte der Havelstadt, die doch seit des Großen Kurfürsten Zeiten 351 Jahre lang Garnisonsstadt gewesen war, läßt in uns einige Wünsche offen. So nicht übel abgehandelt.

Ja, ja. Aber wäre nicht beispielsweise ein Übersichtsplan über die Brandenburger Kasernen hilfreich gewesen? Nur ein einziger Satz für die 43er Pioniere? Herr Kotsch, das ist wenig.

Den letzten Überlebenden dieses Regimentes, den Oberschirrmeister Schulz wird es traurig stimmen. Der im Garten des Altstädter Frey-Hauses

ruhende steinerne Wachsoldat von der Kaserne in der Gobbinstraße würde dazu nicken, wenn er es denn mit seinem abgeschlagenen Haupte könnte. Wann wurden denn die Grüne und die Weiße Linie bei der Straßenbahn eingestellt und warum, Herr Respondek? Klar kann ich ins Brandenburger Straßenbahnmuseum gehen, wenn ich das wissen will – aber die Information mit einem Griff einem Standardwerk entnehmen können, das wäre doch auch ganz schön. Das nur als streiflichtartige Beispiele. Vielleicht ist „Stahl und Brennabor“ als Übersichtswerk mit Standardwerk-Charakter konzipiert und angelegt worden.

Das wissen wir nicht. Die Handschrift aber weist auf diesen Punkt hin. Gewiß, wir stellen hohe, vielleicht zu hohe Anforderungen an das Werk, dessen größter Kritikpunkt für uns seine Inhomogenität ist. Unter Umständen wäre das an eine breite Leserschaft gerichtete Buch bei größerem Aufwand nicht mehr bezahlbar gewesen.

Wir, die wir vom Übertater Tschirch verwöhnt wurden... Wir, die wir für eine Originalausgabe der „Geschichte der Chur- und Hauptstadt Brandenburg“ von 1928 schon mal den persönlichen Ruin riskieren... Was wir uns echauffieren!

Sehr gut ist der Anhang zu bewerten: Zeittafel, Einwohnerzahlen, Oberbürgermeister-Ahnentafel und Ehrenbürger-Auflistung – jetzt wissen wir, woher Wikipedia seine Weisheit bezieht – und ein 1000-Jahresüberblick in Stichworten. Ja, das taugt was!

Auch das abschließende Literaturverzeichnis gibt dem Forschenden wertvolle Hinweise. Ein 13-seitiges Personenregister spart dem Benutzer einiges an Zeit und macht die oben beklagte Inhomogenität um einiges wieder wett.

Die Ausstattung mit Bildern, Illustrationen, Skizzen und Tabellen kann als gut und hinreichend bezeichnet werden. Na ja, wir hätten's gerne ein wenig üppiger gehabt, zugegeben. Aber desungeachtet bringt es der Foliant auf stattliche 676 Seiten ordentlichen und festen Glanzpapiers. Ein würdiges Format, dem Inhalte gerecht!

Natürlich empfehlen wir das Buch! Es ist in einer ordentlichen Brandenburg-Bibliographie – und hier sei das Land gleichen Namens ausdrücklich mit einbezogen – einfach Pflicht. Wenn eine solche Bibliothek bei der Hand ist, dann kann man sich keine bessere Informationsergänzung vorstellen. Die € 40,- sind ein stolzer Preis, fürwahr.

Dieser korrespondiert sicher mit dem Aufwand der Herstellung des Buches, ganz sicher nicht jedoch mit der Zielgruppe, der Bevölkerung der Chur- und Hauptstadt. Anders als der klingende Name es verheißt, ist das Herz der Mark nicht gerade mit Reichtum gesegnet.

Möglicherweise rührt auch daher der Spagat. Sehen wir uns beispielsweise die fulminanten Arbeiten zur Geschichte der Neumark des Dr. Christian Gahlbeck an, die in ihrer Qualität und Tiefgründigkeit wirklich bestechen, dann erkennen wir das Dilemma ziemlich schnell. Da bewegt sich so ein Fachbuch schon mal zwischen € 80,- und € 120,-.

Die Klientel noch kleiner, das Sujet noch spezieller, das Verlagsrisiko um Größenordnungen potenziert! Auf dem sogenannten Schmutzritzel von „Stahl und Brennabor“ steht geschrieben: Im Auftrag der Stadt Brandenburg an der Havel! Die Stadt wird gewußt haben, was möglich ist und was nicht. Sie hat sich da einen historischen Spiegel bestellt – keinen venezianischen zwar – aber ein solides Stück: es tut seine Dienste.

Supergute Tage oder die sonderbare Welt des Christopher Boone

The curious incident of the dog in the night-time

von Herrn Mark Haddon

K. K. Bajun

Das ist nun wirklich ein extraordinaires Buch, fürwahr. Daß es in England die Verkaufslisten anführte, daß es bereits in viele Sprachen übersetzt wurde, daß das Werk bereits verfilmt wurde, das will uns nicht wundern. Gleichwohl das Sujet nicht neu ist – die Welt aus der Sicht eines sogenannten geistig Behinderten zu schildern, ist bereits Daniel Keyes mit seinen „Flowers for Algernon“ (s. Landbote Bücher 1. Volumen) fulminant gelungen – gibt es doch hier einige neue Aspekte.

Mark Haddon beschreibt die Wahrnehmungen eines 15jährigen, der am Asperger-Syndrom, einer speziellen Ausformung des Autismus leidet. Christopher lebt bei seinem Vater, einem selbständigen Klempner in Swindon, einem Provinznest, 60 Meilen westlich von London. Die Mutter ist tot, so glaubt er. Der Vater hatte es ihm erzählt. Christopher ist in seiner sozialen Reife zurückgeblieben. Die Natur jedoch hat ihn mit einem phänomenalen Gedächtnis und einer überwältigenden Logik gleichermaßen begabt und für das soziale Defizit zu entschädigen versucht. Doch aus diese Gaben haben ihren Preis. Eine Reizüberflutung führt schnell zu psychischen und physischen Beschwerden. Der Junge reagiert in solchen Situationen mit den Verhaltensmustern eines Dreijährigen – Hinwerfen, Brüllen, Einnässen.

Die Eltern haben es nicht leicht. Beide Anfang Vierzig, bestaunen sie die phantastische Genialität des Sohnes und müssen sich gleichsam unter das Diktat seiner Verhaltensabnormitäten fügen. Welch immenser Kraftaufwand!

Und doch lieben sie ihn. Der Vater vermag mehr auszuhalten ob seines an und für sich ruhigen Naturells. Die Mutter aber kapituliert irgendwann, sie brennt mit dem Nachbarn nach London durch. Davon aber ahnt der Junge nichts. Er findet eines Tages Nachbars Hund von einer Mistgabel erstochen im Vorgarten just der Frau, deren Mann mit seiner Mutter das Weite gesucht hat.

Der Hund tut ihm leid. Er will wissen wer der Mörder ist, er beginnt auf seine eigentümliche Art zu recherchieren. Was für Szenen rollen da auf uns zu! Die Welt des Christopher Boone aus seinen Augen zu sehen, erschreckt und beunruhigt uns zutiefst. Es ist die Welt des in uns verschütteten Kindes, denn – haben wir diese Welt nicht einst auch so interpretiert, so geradlinig und unverbogen, so ohne Arg und Mißtrauen? Es ist die Welt des Autisten, der den Winkelzügen der steten menschlichen Betrugsversuche am Nachbarn nicht zu folgen vermag. Es ist die Welt des hochbegabten Mathematikers, für den 1 und 1 immer noch exakt 2 sind und nicht: „na ja, eventuell, und wenn man in Betracht zieht, daß...“

Begegnen wir einem Autisten auf der Straße, so verlieren wir oft recht schnell das Interesse an der Person, denn sie gibt sich uns gegenüber verschlossen und abweisend. Was sollen wir mit einem Museum, dessen Ausstellung noch so interessant sein mag, wenn die Pforte zu ist? Wir gehen weiter. Ja, ja, hübsche Fassade. Schnell ein Photo gemacht, wir waren hier, auf zur nächsten Sehenswürdigkeit. Selbst wenn es uns reizen würde hinter die Fassade zu schauen, uns mangelt die Zeit, uns reut der Aufwand. Wozu? Es

gibt ja so viele kommunikative Menschen, denen wir den lieben langen Tag die Hucke vollügen können und uns im Gegenzuge von ihnen das Blaue vom Himmel runterschwindeln lassen! Der Autor Mark Haddon aber schließt die Pforte auf. Er läßt uns ein. Nicht nur mal eben Räuberleiter von außen und ein rascher Blick durch die Fensterscheiben – nein, er nimmt uns bei der Hand und führt uns durch die Seele eines autistischen Kindes. Und ich finde, er macht das sehr gut!

Wie gut er das macht, entzieht sich beinahe der Kunst des Beschreibens, denn er bringt ein wahres Bravourstück zuwege: Herr Haddon drückt diesem Jungen die Feder in die Hand und läßt ihn schreiben. In der Ichform. Ist der Autist wirklich so gefühlsarm, wie es oberflächlich den Anschein hat? Ist es nur das Pflichtgefühl, das sich Christopher absolut loyal um seine Ratte Toby kümmern läßt? Zumindest ein ganz archaisches Gefühl bedrängt den Jungen allerorten: Furcht. Furcht vor dem Vater, nachdem in kurzer Zeit zwei traurige Wahrheiten über den Jungen hereingebrochen sind, die sein Vertrauensverhältnis nachhaltig erschütterten.

Furcht vor dem Abenteuer einer selbständigen Fahrt nach London, da er doch nie allein auch nur seine Straße verlassen hatte. Der einen Angst kann er nicht standhalten, die andere überwindet er. Herr Haddon zieht uns mit auf die Fahrt, die Wirrnisse, die Panik vor dem nie zuvor erlebten, einfahrenden Zug der Underground. Herr Haddon zieht uns in den Kopf und die Seele des Jungen und zwingt uns, durch seine Augen hindurchzublicken.

Mit gnadenloser Härte entwirft der Autor ein Umfeld seines Protagonisten, wie wir es nur allzugut kennen. Nix Seifenoper, keine Schnulze, klatsch, klatsch, klatsch drischt der damals vierzigjährige Autor uns die ungeschminkte Realität menschlicher Schwächen und Auseinandersetzungen um die Ohren. Fein beobachtet, ohne den richtenden Zeigefinger zu erheben. Wir kommen nicht umhin, Mitgefühl für die desertierte Mutter zu entwickeln, wir bringen es nicht zuwege, den gestrauchelten Vater zu verurteilen.

Die Porträts nämlich, die Herr Haddon zeichnet, sind ausgewogen. Er verzichtet darauf, schwarz-weiß zu malen, Nuancen prägen das Bild, Objektivität erklimmt ungeahnte literarische Höhen. Das zu lesen tut gut, es befreit, es führt uns ein Stück weit zurück in die eigene Vergangenheit. Wissend durch unseren eigenen Erfahrungshorizont können wir die uns umgebenen Dinge noch einmal durch unsere juvenilen Augen hindurch betrachten. Ich glaube, das ist der wertvollste Aspekt eines meisterlich geschriebenen Werkes.

Meisterlich weil sich hier die Antithese des Autismus, die beinahe totale Empathie artikulieren durfte. Und diese Empathie fand Worte, die uns überlegen lassen, ob uns die Gesellschaft eines angeblich Behinderten, behaftet mit einem Asperger-Syndrom, nicht erstrebenswerter sei, als die eines „Normalen“ mit all seiner mühsam verborgenen Selbstsucht, seiner Tücke, seiner Unberechenbarkeit. Ein so schweres Thema zu einem so glücklichen literarischen Wurf zu formen, ist alle Achtung und Bewunderung wert. Der Markt honorierte diese Feststellung seit Erscheinen des Buches entsprechend. Nicht zuletzt auch dieses sehr positive Faktum dürfte selbst dem verdrießlichsten Pessimisten wieder Anlaß zur Hoffnung geben.

The curious incident of the dog in the night-time

Deutscher Titel: Supergute Tage oder die sonderbare Welt des Christopher Boone

Mark Haddon

Vintage

Random House, 20 Vauxhall Bridge Road, London SW1 20SA

ISBN 0 099 47043 8

Tambari

von Benno Pludra

K. K. Bajun

Der Kinderbuchverlag Berlin hatte es herausgegeben, in der DDR damals, und deklarierte es für Kinder von 12 Jahren an. Es gibt da Stimmen, die halten es für das beste Kinderbuch der DDR. Nun, wir wollen da verhalten widersprechen. Daß es zu den besten Prosa-Werken des deutschen Arbeiter- und Bauern Staates zählt – unbestritten. Aber Kinderbuch? Selbst in der DDR, als die Kinder mit 12 Jahren im Gegensatz zu heute schon verhältnismäßig gut lesen konnten, war dieses Buch für sie, bis vielleicht auf wenige Ausnahmen, ein paar Nummern zu groß.

Herr Pludra legt hier ganz große Literatur vor, exzellente, scharfsichtige, liebevolle, kenntnisreiche Literatur. Hier begegnet uns eine Facette der deutschen Sprachgestaltung, die über das gewöhnliche Maß hinauswächst. Die moderne, verkaufsorientierte Literatur wendet sich mit simplen Worten und Satzkonstruktionen an simple Leser. Reichtum bedeutet nun mal: die Ersparnisse vieler in den Händen weniger. Und die Masse der Vielen ist recht einfach gestrickt, das ist eine Binsenweisheit. Gestützt wird sie dadurch, daß bis dato noch keine Neuauflage des 286 Seiten starken Buches im Lande der beinahe unbeschränkten Freiheit erfolgte.

Mein Exemplar hat mir Herr Pludra am 8. Mai 1974 signiert. Ich weiß es noch wie heute: Herr Pludra war in der Russisch-Oberschule an der Brandenburger St. Gotthardtkirche avisiert. Ein jeder von uns stürmte im Vorfeld dieses Besuches die Maxim-Gorki-Buchhandlung und ergatterte für MDN 6,50 sein Exemplar um es dann von Herrn Pludra in seiner schönen gleichmäßigen Handschrift signieren zu lassen. Zu Hause angekommen und schwer beeindruckt von dem Manne, der solche dicken Bücher schreiben konnte, die nun vom Fichtelgebirge bis nach Kap Arkona von jedermann gelesen wurden, las ich das Buch an. Die ersten Seiten gingen ja noch. Aber dann wurde es unglaublich schwer.

Schwer zu erfassen, schwer zu begreifen. Nun gut, ich war ja erst zehn. Wart mal ab, in zwei Jahren sieht die Welt schon anders aus... Sah sie nicht! Mit zwölf rannte ich ebenfalls vergebens gegen das Buch an. So verschwand es denn für Jahrzehnte in meiner Haus-Bibliothek. 30 Jahre später nahm ich es wieder in die Hand. Ergründen wollte ich, warum es mir damals das Buch mit den sieben Siegeln war. Die Antwort fand sich schneller als erwartet. „Tambari“ spricht mit dem Leser – es fordert ihn. Es wendet sich an einen Partner, der zum Lesen einen Sack voll Lebenserfahrungen braucht, einen Hintergrund, einen Horizont.

Warum? In geschliffenem Deutsch seziert Herr Pludra die Dynamik des Miteinanders einer Dorfgemeinschaft von der Waterkant der sechziger Jahre. Souverän schreibt er, der Zensur lächelnd eine Nase drehend, als ob es die schwerst-bewachteste Staatsgrenze der DDR zum kapitalistischen Ausland nie gegeben hätte. Bei den Fischern sind die ideologischen Sprachregelungen vom nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet noch nicht angekommen. Klar gibt es Genossen, klar bestimmt die Kooperative oder „die Produktion“ den Alltag – aber ansonsten... Das spielt sich ein ganz normales Leben ab.

Luden Dassow kehrt in sein Heimatdorf am Bodden zurück. Nicht aus der Sowjetunion – nein aus der Südsee. Jahrelang hat er dort gelebt. Als verschollen galt er den Verwandten. Haben seinen Besitz unter sich aufgeteilt. Da steht er plötzlich vor der Tür. Jetzt haben sie Angst, daß er das Seine zurückhaben will. Begegnen ihm mit Feindseligkeit und Mißtrauen. Der

Klüngel gegen den, der zu lange weg war, der in der Fremde den Stallgeruch verloren hat. Nur einer freundet sich mit ihm an, der zwölfjährige Jan Töller. Fährt mit Luden hinaus aufs Meer zum Fischen mit dessen kleinem Kutter Tambari. „Tambari“, das ist der Name eines Südseeatolls, so ganz anders als die Namen der heimischen Kutter. Das dient nicht eben dazu, die Vorurteile gegen Luden abzubauen. Doch Luden muß sich nicht lange ärgern. Bald stirbt er und hinterläßt den Fischern des Dorfes seinen Kutter. Und wer sich je vorstellen will, wie eine Dorfgemeinschaft im Dreißigjährigen Kriege mit dem Eigentum der von ihr geschnittenen und verfernten Hexe umging, der mag Benno Pludras Buch lesen. Subtil und mit anatomischer Präzision beleuchtet er die Seelen der Menschen, schaut ihnen auf's Maul, schaut durch die Wände ihrer Häuser, die Wände ihrer Herzen. Sie wollen das Schiff des Alten nicht, wie sie ihn nicht wollten. Sie geben den Kutter den Kindern als Spielzeug.

Doch das Ungeahnte geschieht. Die Kinder machen das Boot wieder hochseetüchtig. Gleichzeitig raubt ein schwerer Sturm den Fischern eine große Reuse, geliehen, mit MDN 8.000,- stehen sie nun in der Kreide. Was tun? Jetzt rückt der Kutter wieder in ihr Blickfeld, in das Blickfeld ihrer Begehrlichkeit. Den Kutter in diesem Zustand verkaufen hieße das Geld für die verlorene Reuse haben. Doch da ist noch das Versprechen, welches den Kindern gegeben wurde. Man kann es brechen. Die Kinder sind nicht geschäftsfähig, es hat kein rechtsverbindlicher Eigentumswechsel stattgefunden. Wenn da nicht die Moral wäre, wenn da nicht die Moral wäre. Und so entbrennt ein Kampf im Dorfe um den Kutter, um die Kinder. Pragmatiker die meisten, nur der Dorf-Säufer kämpft tapfer für die Kinder. Und was ist mit Töllers Vater? Was ist mit Heinrich Töller? Er, der geachtete Mann und Fischer im Dorfe – der Initiator der Riesenreuse, der Gescheiterte. Kämpft er auch siegreich und tapfer für die Sache seines Sohnes? Ist er ein Held, wie wir es aus den amerikanischen Dutzendschinken bis zum Überdruß gewohnt sind?

Nein, wir wollen das nicht vorwegnehmen. Das sollten Sie selber lesen. Sicher, die Buchhandlung um die Ecke wird Ihnen das Werk nicht beschaffen können. Aber antiquarisch ist es verfügbar. Und das sollte man nutzen. Dieses Werk lohnt es, denn es ist ein authentisches, lebendiges und warmherziges Porträt eines kleinen Boddendorfes der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Es ist ein ganz großes Buch, Herr Reich-Ranicki – nicht überkandidelt, nicht exorbitant, sondern von Meisterhand geschrieben. Es ist ein großes Buch über einen kleinen Kutter und ganz normale Menschen. Es ist ein Buch für besondere Menschen mit Geist und Erfahrung und Liebe zu Land und Leuten.

Vom Leben trennt dich Schloß und Riegel

Das Schicksal der Dichterin Edeltraud Eckert – aufgezeichnet von Jürgen Blunck

Michael L. Hübner

Eigentlich wollte sie nie etwas Besonderes sein, die junge Traudl Eckert. Es ist müßig zu fragen, ob die vielen ihr bis dato gewidmeten Publikationen sie mit Stolz erfüllt hätten. Drei Bücher, eine CD, ein Wikipedia-Eintrag, das ist nicht wenig. Nun soll sogar ein Film im Rahmen eines Schülerprojektes über sie gedreht werden. Wäre sie froh darüber gewesen? Nun, das ist alles Konjunktiv, Spekulation... Edeltraud Eckert ist tot. Die junge Frau starb 1955 unter brutalen Umständen in der Leipziger Universitätsklinik. Was war geschehen? 1930 im schlesischen Hindenburg

geboren, verschlug es die katholische Buchhändlerstochter und BDM-Scharführerin in den Kriegswirren nach Brandenburg an der Havel. Hier erlebte sie den Untergang des Tausendjährigen Reiches, wollte beim Aufbau einer neuen, besseren Zeit mithelfen, machte Abitur und engagierte sich in der FDJ.

Kinder wollte sie lehren, nahm ein Pädagogikstudium an der Berliner Humboldt-Universität auf. Irgendwann während dieser Monate im Jahre 1949 fiel ihr dann auf, daß die Fassade der neuen Idee Risse hatte, durch welche man bei genauerem Besehen altbekannte Muster wahrnahm.

Dem Vernehmen nach wurden die sinnfälligsten Greuel der Nationalsozialisten, die Konzentrationslager, von den neuen Machthabern weiterbetrieben. Wieder wurden Menschen um einer Ideologie willen ins Elend getrieben, wieder wurde verhaftet, gefoltert, getötet, Feindbilder aufgebaut, Feindbilder propagiert, reale oder gedachte Feinde gequält und vernichtet.

Nein, so hatte sie sich das nicht gedacht, die Edeltraud Eckert. Und wie das so ist bei jugendlichen Schwarmgeistern, die noch nicht begriffen haben, daß die Welt sich nun mal nach Machiavellistischen Prinzipien organisiert, knallhart und der Schmus nur fürs blöde Volk: der Feingeist des jungen Mädchens drängte zu aktiver Tat.

Da gab es eine Truppe in Westberlin, das war eine ganz abgebrühte Einheit, die hatten der jungen DDR den erbitterten Kampf angesagt. Das war die KgU, die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit. Die wollten den geknechteten Brüdern und Schwestern in der „Sowjetzone“ helfen, sagten sie. Und so ließen sie von jungen Leuten Flugblätter verteilen und Bewegungen und Standorte der Roten Armee ausspionieren und nahmen dabei in Kauf, daß sie die jungen Idealisten in Teufels Küche schickten. Ab und zu sprengte die Kampfgruppe auch mal ganz menschlich S-Bahn-Brücken in die Luft und Industrieanlagen und diese hochherzigen Taten kosteten viele Unbeteiligte das Leben.

Die CIA schöpfte die gewonnenen Informationen ab, unterstützte die KgU mit Geldern und überließ deren Fußvolk den bis aufs Blut gereizten Russen. Wußte Edeltraud Eckert all das, als sie sich entschloß bei der Verteilung von Flugblättern mit einem großen „F“ darauf in Rathenow mitzuwirken? So wie sie gestrickt war, ist davon eher nicht auszugehen. Sie war nicht der Typ Mensch, der sich mit dem Satan einläßt um den Beelzebub auszutreiben. Was sie wollte, das war Freiheit und Schönheit, was immer sie darunter verstand. Schlecht war es nicht, nur eben – unrealistisch, irre, verschoben.

Woher wir das wissen? Dr. Jürgen Blunck, fünf Jahre jünger als Traudl, hatte sich Ende der Neunziger Jahre daran gemacht, die Biographie der jungen Frau zu ergründen. Denn Edeltraud Eckert stach unter all den jungen Leuten in gewisser Hinsicht hervor: Sie war eine ganz vorzügliche Lyrikerin. Musisch hochbegabt schrieb sie kleinere Gedichte, Musiken, träumte von den Wellen der Nordsee. Richtig produktiv wurde sie dann in der Haft, denn naturgemäß war es den profilierten Sicherheitskräften der DDR und der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland ein Leichtes, den dilettantischen Sperenzchen der jugendlichen Enthusiasten auf die Schliche zu kommen. 25 Jahre Haft wurden ihr wegen Spionage aufgebremmt.

Sie und die Nachwelt konnten von Glück reden, daß es nicht „Tod durch Erschießen in der Ljubanka zu Moskau“ hieß. Also schlossen sich hinter der Zwanzigjährigen die Zuchthausmauern unter anderem von Hoheneck, dem berühmten Frauengefängnis. Sie war still, angepaßt, unauffällig,

mustergültig. Also wurde ihr gestattet, ihre kleinen Gedichte zu Papier zu bringen. Sehr schöne Gedichte, Rilke'sches Format, 101 an der Zahl. Schon 1969 brachte ein gewisser R. Jahn diese Gedichte im Münchener Türmer-Verlag heraus. Stramm rechts der Verlag; die Attitüde des Autors das Erinnern an die Opfer des roten Feindes zu betreiben – ein typisches Geistesprodukt des Kalten Krieges.

Nun machte sich also der Dr. Blunck an dem Leben der Traudl Eckert zu schaffen. Und er schuf recht gut. Etwa 150 Seiten flüssige und geschlossene Biographie, 86 Gedichte und sechs Gedankensplitter, dazu eine Zeittafel und ganz ordentlich bebildert ist das Büchlein auch. Eine Fleißarbeit mit wohlwollendem Tenor. Was uns einzig irritiert ist das ansonsten sauber geführte Quellenverzeichnis. Manchmal kommen die Quellenangaben etwas oberflächlich einher: „Maschinenschriftlicher ‚Ärztlicher Abschlußbericht‘ vom 28.4.1955 lesen wir da beispielsweise. Na, Herr Bibliothekarius, das wäre ja denn doch wohl etwas genauer zu benennen gewesen, oder?

Woher bezieht man mehr als dreißig Jahre nach dem tödlichen Unfall, also etliche Jahre nach dem Enden der offiziellen Aufbewahrungsfristen solche Dokumente? Beim Belegen anderer Quellen ist Herr Dr. Blunck da schon präziser und macht vor, wie es geht. Aber das sind nur wenige Schwachstellen, Wermutstropfen. Man möchte sagen, vernachlässigbar.

Das Buch ist sehr empfehlenswert, wenn man sich mit Brandenburger Heimatgeschichte, exzellenter Lyrik, tragischen Schicksalen in der Frühzeit der DDR befaßt. Hat man die beiden Gedichtbände von R. Jahn oder Frau Professor Ines Geipel mal in die Hand bekommen, dann ist es als Ergänzung zum Lebenslauf der Dichterin nahezu essentiell.

Frau Eckert überlebte die ihr zugemessene Haftstrafe nicht. Kurz bevor sie in einer Amnestiewelle berücksichtigt hätte werden sollen, erlitt sie einen schweren Arbeitsunfall. Sie war eine „Politische“ und das übersetzte die Arbeiter- und Bauernmacht genauso wie ihre einstigen Peiniger: der letzte Dreck! Also tat man das, was man eben gerade tun mußte, nicht mehr; und als ein engagierter Arzt mehr tun wollte, war es zu spät.

Die junge Dichterin starb einen grauenvollen Tod. Ein Opfer einer „besseren, humaneren Gesellschaft“, die nach eigener Aussage an einem lichten Morgen für den ausgebeuteten Menschen baute. Opfer wie diese waren das Kainsmal dieser „besseren Gesellschaft“, die sich mit weiteren Absurditäten wie dem Schießbefehl und der gegen das eigene Volk gekehrten Mauer Stück um Stück das eigene Grab schaufelte.

Man weinte zu DDR-Zeiten der Edeltraud Eckert und ihren Leidensgenossen keine Träne nach. Nun liegen die Dinge umgekehrt. Die DDR ist begraben und nur wenige Träumer trauern ihr hinterher. Dank Büchern aber, wie denn eines von Herrn Dr. Blunck geschrieben wurde, erinnert man sich der damals dem Vergessen Anheimgestellten. Und es sind weiß Gott bessere Erinnerungen, als wir sie an die staatlichen Weltverbesserer haben.

Vom Leben trennt dich Schloß und Riegel
Das Schicksal der Edeltraud Eckert
aufgezeichnet von Jürgen Blunck
Langen Müller
in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
ISBN 3-7844-2765-0
€ 17,50

Inhalt

Brandenburg an der Havel und Umgebung.....	3	Gruß aus dem Elysium.....	18
Brandenburgische Geschichte.....	3	Eine Aufführung der Schauspieltruppe „Das Poetenpack“ im Rahmen des Sommertheaters	19
Briefe zwischen Bettina von Arnim und Catharina Elisabeth Goethe.....	4	Harry Potter – der Orden des Phoenix	20
Canta in Prato.....	5	Havelwasser	20
Das Brandenburger Slawendorf.....	5	Hier kommt zusammen.....	21
„Das Leben mit und ohne Nachtigall“	7	Jettchen Gebert	22
Der Raub der Sabinerinnen	7	Julius-Riemer-Museum Wittenberg.....	23
Die Entstehung der Mark.....	8	Kulturatlas Brandenburg.....	23
Die Erfindung der Currywurst.....	8	Märkische Moritaten und eine Vernissage von Herrn Jahn	24
Die Flucht.....	10	Muskatbraun – Zerstreute Gesellschaft	25
Die Legende von Beowulf (Film).....	10	Praxiswissen TYPO3 von Herrn Robert Meyer	26
Die Nachtigall und die Rose.....	11	Romeo und Julia.....	27
Der große Schwoof.....	12	Rund um die Katharinenkirche	28
Die Rückkehr der Chorscheitelfenster nach dem St. Paulikloster.....	13	Stahl und Brennabor	29
Das Chorscheitelfenster zu St. Pauli (II. Teil)	14	Supergute Tage oder die sonderbare Welt des Christopher Boone.....	30
Ein Bonsai-Garten – verzauberter Flecken in der Mark.....	15	Tambari	31
Finsterbusch-Trio in Brandenburg an der Havel	17	Vom Leben trennt dich Schloß und Riegel	32